CHRISTIANEUM

1993

MITTEILUNGSBLATT DES VEREINS DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS
IN VERBINDUNG MIT DER VEREINIGUNG EHEMALIGER CHRISTIANEER
48. JAHRGANG HEFT 1 HAMBURG MAI 1993

CHRISTIANEUM

MITTEILUNGSBLATT DES VEREINS DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS
IN VERBINDUNG MIT DER VEREINIGUNG EHEMALIGER CHRISTIANEER
48. JAHRGANG HEFT 1 HAMBURG MAI 1993

INHALT

Literarisches Café am Christianeum 3
Die ökologische Schule 4
Eine Tretorgel wird gebaut 6
Besuch bei der Jüdischen Gemeinde Hamburg 8
Chinesisch am Christianeum 10
Ein Potpourri zum Deutschunterricht 16
Vom Elend der Lexikonbenutzung 26
Arbeitskreis Griechisch 32
Zum Historikertag – Hannover 1992 33
Chronik 36
Brief aus St. Petersburg – Hinweis 39
Veranstaltungen – Einladung 40

ABBILDUNGEN

aus der Arbeit des Leistungskurses „Bildende Kunst", II. Sem.

Mareike Sievers,
Pinselspurzeichnung 11
Landschaftsskizzen 13
Peer Kröger,
Illustration zu Terry Pratchett, „Wachen! Wachen!" 15
Felicitas v. Scheel,
Pinselspurzeichnung 19
Jan Valentin Ruths,
Illustrationen zu J. R. R. Tolkien, „Der Herr der Ringe" 22–25
Silvia Tan,
Collage Pinselspurzeichnung, Tänzerin 31

Abgabe an die Mitglieder kostenlos
Verantwortlicher Redakteur: Friedrich Sieveking

Schulanschrift: Otto-Ernst-Str. 34, 22605 Hamburg
Telefon 040 / 38 07 21 82–3

Herstellung: Hans Christians Druckerei, Hamburg

literarisches Café im Christianeum

„Und so kam es zur Gründung des Cafés – es vollzog sich alles ganz einfach und natürlich." Das Café, von dem Carson McCullers in ihrer Novelle „Ballade vom traurigen Café" erzählt, wird im tiefen Süden der Vereinigten Staaten gegründet. Also muß es auch möglich sein, in den Untiefen des Christianeums ein Café einzurichten, jenen Geist der Geselligkeit herbeizuzaubern, der sogar in der gottverlassenen Gegend der „Ballade" sich verbreitet: „Denn zur Atmosphäre eines richtigen Cafés gehören nun einmal Geselligkeit, Befriedigung des Gaumens und eine gewisse Heiterkeit und Anmut des Benehmens."

Die Idee, im Souterrain der Pausenhalle ein literarisches Café einzurichten, stammt von meinem Kollegen Günther Schäfer. Und es sind vor allem die Mitglieder seines Deutsch-Leistungskurses (unterstützt durch die des meinigen), die sich der Idee annehmen, konzeptionell und handgreiflich. Der Raum, im rückwärtigen Teil der Pausenhalle treppab gelegen, führt kein Schattendasein mehr, ist entrümpelt, ist – Stand: Anfang Mai 93 – mit einem Podest versehen. Die Funktion als weitgehend unbenutzter Garderobenraum mag ihm nach wie vor zukommen. Doch soll ein neues Leben in die Unterwelt einziehen. Wenn dieser Text gedruckt vorliegt, soll das Zukunftsprojekt schon der Vergangenheit angehören. Es soll Betrieb sein im Café.

Noch darf vom „Café Größenwahn" gesprochen werden, bald schon, ist zu hoffen, von einem „Café Siehstduwohl". Doch steht der endgültige Name – „Café Untergrund", „Café Unterwelt", „Café Acheron", „Café 52", „Auerbachs Keller" . . . – in den Sternen. Vielmehr ist er in den Köpfen der Schüler, ohne daß sie dies jetzt schon ahnen, vorhanden. Die SV schreibt einen Wettbewerb aus. Schülervorschläge werden gesammelt, dann prämiiert. Wenn dieser Text gedruckt vorliegt, ist aus dem „Café Namenlos" geworden ein „Café Wasweißich".

Ein Café einzurichten, kostet Schweiß, kostet Geld, bedarf allseitiger, einfallsreicher und dauerhafter Unterstützung. Die Geldgeber lassen sich nicht lumpen. Der „Verein der Freunde" hat sich erneut als ausgesprochen großzügig erwiesen. Weitere Spenden sind zu verzeichnen und erwünscht. Zutaten aus sattsam gefüllten Klassenkassen sind erbeten. Es werden zudem, um eine Kontinuität des Café-Betriebes zu sichern, weitere großzügige Gönner gesucht. Alle Mitglieder der Schulgemeinschaft sind aufgerufen, in diesem Sinne mitzudenken, mitzuwirken.

Das Café ist der Ort unorganisierter Geselligkeit, zufälliger Begegnung, unverhofften Streites, tränenseliger Versöhnung. Doch können sich Insassen und Gelegenheitsbesucher, Stammgäste und Hereingeschneite, Seßhafte und Hirnnomaden zu Ereignissen auch verabreden. Das Café soll der Kleinkunst

einen Raum sichern. Was Klassen erarbeiten, einzelne einstudieren, was in der Regel in vier Wänden bleibt und unter Freunden, soll einer schulinternen Öffentlichkeit zugänglich werden. Musikalische Darbietungen sind erwünscht und Lesungen, vergnügliche Veranstaltungen aller Art. Zeitungen und Zeitschriften unterschiedlicher Nationalität sollen ausliegen. Die Schüler und die Fachkonferenzen sind gebeten, Vorschläge zu machen.

Delectare et prodesse: Der Café-Raum kann sogar nützlich sein, wenn eine Klasse oder ein Kurs die Arbeitsbücherei besetzt findet, den Kolleg-Raum unerträglich, das Wetter wenig verlockend. Gehen wir ins Café? Ein Problem mag dann sein, die Schüler zu finden, die, im Besitz der Schlüsselgewalt, den Zugang erlauben und erschließen, ein anderes, jene Arbeitsatmosphäre zu sichern, in der trotz Kaffeeduft und Tassenlärm die Lernziele noch erreicht werden. Da geht dann manch wertvoller Unterricht zuschanden; manch Leistungswille erlahmt; manche Unterrichtsplanung wird unterlaufen: Alles für die Katz.

Es gibt zum Glück eine Theorie der intelligenten Untätigkeit. Alfred Polgar hat sie im Spielraum „Café Central" entwickelt. „Zwecklosigkeit heiligt den Aufenthalt." Nur „an den Tischen des Müßiggangs" sei, schreibt Polgar, die „Tafel der Arbeit gedeckt".

Ein Café auf und in der Tiefebene zu begründen, hart am Rande der Nordsee und in einer Metropole der Nützlichkeitsphilosophie, bedeutet ein Risiko. Cafés gehören nach Wien, Prag, Paris, Lissabon. Liegt es in Berlin, so kann es nur als „Romanisches" bestehen. Ein Café in der Tiefebene überlebt nur durch Leichtsinn, als Lokal, in dem man den Anstrengungen der Gründlichkeit leichtfertig begegnet, den Wissenskult ironisch kommentiert, die gut geölte Maschinerie des Lernens listig behindert, das Schulgeschehen unterläuft. Derart ist jedes Café subversiv und übermütig zugleich, verpflichtet dem Entwurf, den Alfred Polgar vor Jahrzehnten vorgelegt hat. „Café Central" ist überall.

Rolf Eigenwald

DIE ÖKOLOGISCHE SCHULE

Projekt am Christianeum

Angeregt von einem Wettbewerb der Schulbehörde und einer Arbeitsgruppe des letzten Eltern-Lehrer-Schüler-Seminars an unserer Schule, entwickelte sich die Idee, das Christianeum „ökologisch umzugestalten".

In einer Institution, in der täglich mehr als eintausend Menschen aufeinandertreffen, um gemeinsam zu arbeiten und teilweise auch die Freizeit zu verleben, gibt es die verschiedensten Bereiche, die auf ihre Umweltverträglichkeit überprüft werden sollten. Nach einer Bestandsaufnahme durch Eltern, Lehrer und Schüler ergaben sich folgende Schwerpunkte:

- Schüler, Lehrer und auch die Büros verwenden nur noch umweltfreundliche Materialien (Stichwort: ökologische Schultasche).
- Müll wird in allen Bereichen getrennt gesammelt (Papier/organische Stoffe/Restmüll).
- In der Kantine werden vollwertige Speisen ausgegeben.
- Dort, aber auch bei Festen u. a. Schulveranstaltungen wird Mehrweggeschirr verwendet.
- Lehrer und Schüler achten gemeinsam auf wasser- und energiesparendes Verhalten (Licht/Lüften/Wasserspartasten in den Toiletten und Duschen/evtl. Umgestaltung der Heizungsanlage).
- Bei Klassenausflügen und -reisen werden ökologische Gesichtspunkte beachtet.
- Klassenlehrer(innen) informieren zu Beginn des Schuljahres und thematisieren kontinuierlich ökologische Fragestellungen. Hierbei werden Pläne für Aktivitäten erarbeitet. Die Lehrer(innen) berücksichtigen ökologische Themenstellungen in ihrem Unterricht und sorgen für umweltfreundliche Lehr- und Lernmittel.
- Im Gebäude wird nicht geraucht.

Um dies auch formal zu verankern, verabschiedete die Schulkonferenz den hoffentlich allseits bekannten Zusatz (IV. Umwelt) zur bestehenden Hausordnung. Um diesem Anspruch auch nur im Ansatz gerecht zu werden, bedarf es einer zähen Kleinarbeit, die kontinuierlich von einer Gruppe aus Eltern, Lehrern und Schülern geleistet und immer wieder vorangetrieben werden muß. Häufige Rückschläge müssen verarbeitet und dürfen nicht als demoralisierend begriffen werden. Es erwies sich deshalb als notwendig, die Anliegen in überschaubare Aktionen zu portionieren, um Ohnmachtsgefühlen entgegenzuwirken. In kürzeren Zeitabständen soll dann jeweils der Verlauf der Aktion überprüft und Erfolgs-, bzw. Mißerfolgsmeldungen in der Pausenhalle öffentlichkeitswirksam dokumentiert werden. So wurde auch die letztjährige Projektzeit vor den Sommerferien genutzt, um die Arbeit zu intensivieren und neue Mitglieder für die Gruppe zu interessieren. Dabei konnten folgende Ideen für das neue Schuljahr entwickelt werden:
- Nicht zerschnittene Fehlkopien werden als Kladdepapier gesammelt.
- Schüler- und Lehrerbibliothek werden um den Bereich „Ökologie" erweitert.
- Die Anschaffungspraxis der Beschaffungsstelle sollte überprüft werden, desgl. Putzmittel.
- Verlage, die Lernbücher einschweißen, sollten angeschrieben werden.

Als Aktionen wurden geplant:

1. Umfrage: „Worauf könntest Du verzichten?" (ökologische Schultasche).
2. Wettbewerb „Verbrauchsdaten der Schule" (Energie/Wasser sparen).
3. Ausstellung der Umweltbehörde „Verkehr in Hamburg".
   Veranstaltung mit Experten/Verkehrszählung.
   Perspektive: „Autofreie Schulwoche am Christianeum".
4. „Dosenfreies Christianeum"/Müllvermeidung/Mülltrennung.

Erste Erfolge, wie z. B. die umweltgerechte Ausstattung vieler Schultaschen, ein verändertes Angebot bei MIC, Wasserstopptasten, die Begrünung des Gebäudes (Projekt) und nicht zuletzt das Rauchverbot im Gebäude, konnten verzeichnet werden, während der Gruppe schnell deutlich wurde, daß z. B. die Organisation einer „Autofreien Schulwoche" einer langfristigen Planung und Vorbereitung sowie einer intensiven inhaltlichen Überzeugungsarbeit bedarf.

Im Lehrerzimmer, in den Büros und in einigen engagierten Klassen konnte die getrennte Sammlung von Müll durchgesetzt und vor allem auch organisiert werden. Dies in allen Klassen und Bereichen der Schule zu realisieren, soll – von der SV angeregt – die nächste größere Aktion sein.

Da die Arbeit bis jetzt auf nur wenigen Schultern lastet und das zähe Nachhaken somit leicht zu erlahmen droht, hofft die Umweltgruppe auf die Beteiligung weiterer Eltern und Schüler, die die Sorge um die Umwelt zu ihrer eigenen Sache machen wollen. Weiterhin wünschen wir uns, daß dieses Thema ein Tagesordnungspunkt auf jedem Elternabend wird, damit wir stets mit neuen Anregungen und bestärkenden Erfolgsmeldungen rechnen können.

Susanne Fricke-Heise

DAS „GEHEIMPROJEKT" METALL – EINE TRETORGEL WIRD GEBAUT

Wieder einmal plante Herr Ruhl ein größeres Vorhaben. Nach dem Solarmobil sollte dieses Mal eine Tretorgel für die Schüler der Unterstufe entstehen. Im ersten Moment konnte sich niemand so recht etwas darunter vorstellen, doch schon bald sah man das in der Projektwoche Ende September/Anfang Oktober 1992 begonnene Projekt Formen annehmen. Ursprünglich sollte der Bau dieses musikalischen Pausenspielgerätes schon am Anfang des Schuljahres in Form einer Arbeitsgemeinschaft beginnen, aber leider bestand zunächst nicht genügend Interesse, um das Vorhaben zu realisieren. So kam erst in der Projektwoche eine Arbeitsgruppe zustande. Es war allerdings abzusehen, daß die Arbeit an der Tretorgel auch nach der Projektwoche andauern würde.

Zuerst wurden von Herrn Ruhl und der Projektgruppe, in der Moritz Borgmann, Peter Pasedach, Immo Paulsen, Peer Soehring, Johannes Walter und Wilke Pfannkuch mitarbeiteten, einige Fragen der Konstruktion geklärt. So wurde zunächst eine ca. 100 x 100 x 60 cm große Grube bei der Freilichtbüh-

ne ausgehoben und von innen vermauert, die später die Orgel aufnehmen sollte. Währenddessen wurde der nötige Baustahl (ca. 400 kg) angeliefert und ein Teil von ihm in der Werkstatt bei den Physikfachräumen zu einem Gitter verarbeitet. Dieses wurde ebenerdig über der Grube befestigt und dient der Fixierung der neun Tretelemente. Bei den Tretelementen stellte sich nun die Frage, ob mechanischer oder elektrischer Anschlag der Klangstäbe zweckmäßiger sei. Die Projektgruppe entschied sich wegen der vermutlich höheren Störanfälligkeit und erheblicher Konstruktionsschwierigkeiten bei der mechanischen Ausführung für die elektrische Variante.

Nun konnte der eigentliche Bau beginnen. Es wurden, um die Unfallgefahr, die von der offenen Grube ausging, möglichst zu verkleinern, außen umlaufend 10 cm breite, verzinkte Trittgitter angeschweißt, die später auch den Austritt des Klanges ermöglichen sollten. Der Rest der Grube wurde vorläufig mit Holz abgedeckt. Anschließend wurden neun Würfel geschweißt, die jeweils zur Aufnahme des Klangmechanismus dienen und später in das Gitter eingehängt werden sollten. In diese Würfel wurden zwei parallel verlaufende Wippen eingeschraubt, die durch rechtwinklige Verbindung aneinander gekoppelt sind. Sie dienen der Betätigung eines Tasters und damit dem Anschlag des Klangstabes. Nach oben hin wurde beidseitig ein „T" aus rechteckigen Stahlprofilen angeschraubt, auf deren Querstücken die Trittplatten aufliegen sollten. Nach unten hin wurde ein Dämpfer angeschweißt und mit Filz versehen, der synchron mit der Wippe bewegt wird und die Schwingung des Klangstabes wegnimmt, sobald die Trittplatte verlassen wird. Allein in die nötigen Schweiß- und Bohrarbeiten mußten, zum Teil auch in der Freizeit, ca. 150 Stunden investiert werden.

Nun wurde das Zentralnervensystem der Tretorgel gebaut, die Steuerelektronik und die Anschlagmechanismen. Der freihängende Klangstab aus Messing wird von einem Klöppel angeschlagen, der innerhalb eines Elektromagneten liegt. Da die besten Klangeigenschaften erzielt werden, wenn der Klöppel aus Aluminium mit einem Holzkern besteht, mußten an der Drehbank mühsam die zur Herstellung solcher Klöppel nötigen Schritte ausgeführt werden; um jedoch anschließend im Betrieb einerseits Klöppel und Klangstab zu schonen, andererseits um keinen zu harten Klang zu erhalten, wurde am Anschlagsende des Klöppels ein Filzstück befestigt. Da Spulen für die Elektromagneten in der erforderlichen Bauart im Handel nicht erhältlich waren, mußten sie selber gedreht werden. Hierfür wurden ca. 1000 m lackierter Kupferdraht benötigt. Anschließend wurde für die Anschlagsmechanismen noch jeweils ein Gehäuse aus Kunststoff gefertigt, um den Elektromagneten vor Feuchtigkeit und Nässe zu schützen.

Die Stromversorgung ist mittels eines Bleiakkumulators sichergestellt, der seinen nötigen Ladestrom wiederum umweltfreundlich aus mehreren, auf dem Auladach installierten Solarzellen bezieht.

Als diese Phase abgeschlossen war und die neun Elemente in das Gitter über der Grube eingepaßt worden waren, mußte noch, da zwei Dämpfer zu tief hingen und nicht höher gehängt werden konnten, ein Teil des Betonfundamentes der Schule weggestemmt werden. Anschließend wurden die Aluminium-Trittplatten angepaßt, gebohrt und danach grob gesandet, eloxiert, graviert und eingebaut. So wurde dieses Projekt nach viermonatiger Bauzeit

eingeweiht, nachdem sich der Abschluß zuvor immer weiter hinausgezögert hatte. Bei der Übergabe an die Schüler der Unterstufe waren außer ihnen der Schulleiter, Herr Andersen, ein Teil des Lehrerkollegiums, Herr Ruhl und seine Projektgruppe, sowie die Reporter zweier Zeitungen anwesend. So sagte Herr Andersen zu den Schülern: „Ich beneide Euch! Als ich Schüler war, hatten wir so etwas nicht, aber wir wären damals froh gewesen, wenn es eine so schöne Pausenunterhaltung gegeben hätte."

Leider mußte die Projektgruppe nach der Abifete im Februar 1993 feststellen, daß die Tretorgel leicht beschädigt war. Doch konnte die zeitweise nötige Demontage der neun Elemente zu nötigen Nachbesserungen genutzt werden. Zuletzt möchte ich im Namen aller Beteiligten dem Schulverein, der die Finanzierung übernahm und Herrn Schünicke, der die Projektgruppe in klangtechnischen Fragen unterstützte, ganz herzlich danken.

Wilke Pfannkuch (10 a)

BESUCH BEI DER JÜDISCHEN GEMEINDE HAMBURG

Am 7. 12. 92 besuchten wir, die Religionsgruppe 10 a/10 c, mit unserer Lehrerin Frau Greiner die Jüdische Gemeinde Hamburg. Die einzige Synagoge von Hamburg, die beim Bahnhof Schlump liegt, hat keinen Turm und ist von einem schmiedeeisernen Gitter umgeben, so daß wir klingeln und warten mußten, bis uns von Frau Solomon, unserer Führerin, geöffnet wurde. In der Vorhalle mußten die Jungen „Käppis" aufsetzen, denn ohne Kopfbedeckung dürfen sie nicht in die Synagoge. Ebenfalls in der Vorhalle stand eine große Tafel, die an die Opfer der Judenverfolgung im 3. Reich erinnern soll.

Uns fiel auf, daß die Synagoge sechseckig gebaut ist. Eine Empore, die sich im hinteren Teil des Raumes befindet und nur von außen zu betreten ist, trennt Frauen und Männer während des Gottesdienstes voneinander. Der Grund dafür ist, daß Frauen während ihrer Menstruation nicht koscher (rein) sind und von den Männern auch zu Hause nicht berührt werden dürfen. Wir durften aber alle unten sitzen! In jeder Ecke befindet sich ein Fenster, auf dem der Davidsstern, Thorarollen und andere jüdische Kultgegenstände abgebildet sind.

Die Synagoge ist nach Jerusalem ausgerichtet. Die Wand, die in diese Richtung zeigt, ist von einem Vorhang, dem Paochet, bedeckt. Dahinter befindet sich eine „Aron Hakkodesch" (= heilige Lade), in der die Thorarollen – die Jüdische Gemeinde Hamburg besitzt neun – aufbewahrt werden. Wir durften sie auch angucken: sie waren kostbar geschmückt und sehr schön. Zu beiden Seiten dieses Schreines steht ein Leuchter, ehemals siebenarmig; bei ihnen fehlt aber der mittlere Arm, was an die Zerstörung des Tempels in Jerusalem

erinnern soll, wie uns Frau Solomon erklärte. Über der heiligen Lade hängt das „Ner Tamid" (Ewiges Licht), ein rot leuchtendes Licht, das die Gegenwart Gottes anzeigt.

In der Mitte des Raumes befindet sich der Almenar: von seinem Tisch, dem Schulchan, wird die Thora verlesen. Eine Inschrift sagt dem Leser, daß er hier vor Gott steht.

Zur Geschichte der Synagoge: als 587 v. Chr. der erste Tempel durch Nebukadnezar zerstört wurde, bauten die Juden ihn noch einmal auf. 70 n. Chr. zerstörten die Römer aber auch den zweiten Tempel und vertrieben die Juden. Überall, wo zehn oder mehr Juden nun zusammentrafen, wurden Synagogen (= Versammlung, griech.) abgehalten, da ja kein Gebetshaus mehr zur Verfügung stand ...

Der Gottesdienst wird in hebräischer Sprache abgehalten. Er besteht aus zwei Teilen: einmal die Gebete, zum anderen die Thoralesung; hierbei darf das heilige Buch, das aus den fünf Büchern Mose besteht (die ja auch Teil unserer Bibel sind), nicht berührt werden.

Aus der Thora dürfen nur Männer, die die Bar Mizwa geleistet haben, vorlesen, bzw. -singen. Das ist eines der wichtigsten Feste im jüdischen Leben: Die Jungen lernen Hebräisch und werden mit 13 Jahren durch dieses Fest in die Gemeinde aufgenommen. Ab jetzt dürfen auch sie aus der Thora vorlesen (Frau Solomon las uns auch ein Stück vor!). Die Thora, die ganz mit der Hand geschrieben ist, wird in einem Jahr genau einmal durchgelesen. Wenn man das Buch sieht, kann man sich gut vorstellen, wie lange es dauert, dasselbe fertigzustellen (zwei Jahre).

Vor dem zweiten Weltkrieg lebten etwa 55 000 Juden in Hamburg, heute sind es nur noch 3000–4000. Die nicht orthodoxe Gemeinde bleibt vor allem durch den Zuwachs durch osteuropäische orthodoxe Juden bestehen. Aber diese Zuwanderung bringt auch Streit mit sich. Frau Solomon berichtete uns von vielen Uneinigkeiten zwischen Orthodoxen und Nichtorthodoxen.

Die Jüdische Gemeinde Hamburg hat keinen Rabbi. Da der Gottesdienst auch ohne ihn abgehalten werden kann, hat der Rabbi nicht denselben Status wie der Pfarrer. Der Rabbi ist ein Gelehrter, der Glaubensfragen beantwortet.

Das tägliche Leben der Juden spielt sich etwas anders ab als das unsrige: sie dürfen nur koscheres Fleisch, und das auch von Wiederkäuern und Spaltfüßern essen. Auch Fische müssen Schuppen und Flossen haben, damit sie gegessen werden dürfen. Die Jüdische Gemeinde Hamburg bezieht ihre Nahrungsmittel aus Frankfurt/Main, da Hamburg keinen „Koscherladen" besitzt. Die jüdische Hausfrau hat doppelt so viele Töpfe wie wir, da sie Fleisch und Milchprodukte getrennt kochen muß. Auch das Besteck ist getrennt.

Mir hat der Ausflug gut gefallen, weil unsere Führerin, Frau Solomon, uns sehr offen ihre Meinung über den jüdischen Glauben sagte und uns über Angriffe auf die Jüdische Gemeinde berichtete. Ich fand es erstaunlich, daß eine Frau, die im jüdischen Glauben dem Mann untergeordnet ist, uns die Kirche erklärt hat, und mich hat gefreut, daß uns Frau Solomon auch die Thorarollen zeigen durfte. Ich persönlich – so ging es wohl auch den anderen – habe viel dazugelernt und finde, ein solcher Ausflug trägt auch sehr zum Verständnis unserer Zeit bei.

Malaika Scheer (10 a)

CHINESISCH AM CHRISTIANEUM
oder
WO KOMMEN DENN ALL DIESE KLEINEN ZEICHEN HER?

日本人学校

Sie haben diese Zeichen noch nicht gesehen? Sie sind doch sicherlich schon mal die Osdorfer Landstraße zwischen dem Ring 3 und der Schenefelder Landstraße entlanggefahren, oder? Ja, genau, auf der rechten Seite, neben der Einfahrt zur Stadtreinigung ist ein Schild, da stehen diese Zeichen drauf. Nein? Sie können sich nicht daran erinnern? Ach so, ich vergaß, unter den Zeichen steht noch die Übersetzung: „Japanische Schule".

Die Übersetzung sagt aber nichts über die einzelnen Schriftzeichen aus; sie lenkt den weniger interessierten Hamburger eher von ihnen ab. Gucken wir uns das doch einmal ein bißchen genauer an:

日 ; vor knapp 3000 Jahren wurde das Zeichen noch so: ⊙ geschrieben und hatte damals noch Ähnlichkeit mit seiner Bedeutung „Sonne".

本 bedeutet „Ursprung". Die beiden ersten Zeichen bedeuten also zusammen „Sonnenursprung". Ja, genau, so nennen die Japaner ihr Land – oder etwas europäisiert: „Land der aufgehenden Sonne". Aber weiter im Text:

人 hat Ähnlichkeit mit einem Strichmännchen und bedeutet daher „Mensch". Die ersten drei Zeichen haben also die Bedeutung: „Sonnenursprungsmenschen" oder „Menschen des Sonnenursprungslandes", kurz gesagt: „Japaner".

学 校 , das müssen Sie mir jetzt einfach abnehmen, bedeutet nichts anderes als „Schule". Und damit haben wir auch schon die fünf Schriftzeichen aufgedröselt:

日本人学 校 heißt nämlich: „Schule für Menschen des Sonnenursprung(slande)s" oder (weil praktischer), „Japanische Schule". Interessant zu wissen, oder nicht?

Ich weiß schon, Sie fragen sich jetzt: „Was haben die japanischen Schriftzeichen an der Osdorfer Landstraße mit Chinesisch am Christianeum zu tun?" Ganz einfach: Die Japaner haben die chinesischen Schriftzeichen übernommen; das heißt also, daß jeder Chinese das Schild an der Osdorfer Landstraße genauso lesen könnte wie alle 日本人! Bis diese Schriftzeichen aber in dieser Form entstanden, verging eine lange Zeit. Bevor ich Ihnen berichte, wie wir am Christianeum chinesische Schriftzeichen lernen, ist es vielleicht ganz interessant, etwas über die Entwicklungsgeschichte dieser merkwürdigen Bilderchen zu erfahren:

Anfangs, vor etwa 3500 Jahren, hatten die chinesischen Schriftzeichen tatsächlich noch Ähnlichkeiten mit kleinen Abbildungen der Wirklichkeit. Pflanzen, Tiere und Gegenstände waren in der damaligen Schrift immer deutlich erkennbar. Doch mit der Zeit nahmen diese Bilder immer abstraktere Formen an. Die Veränderungen entstanden aus ästhetischen Gründen oder praktischen Erfordernissen. Viele Zeichen wurden in ihrer Entwicklung derartig deformiert, daß der Ursprung nicht mehr erkennbar ist.

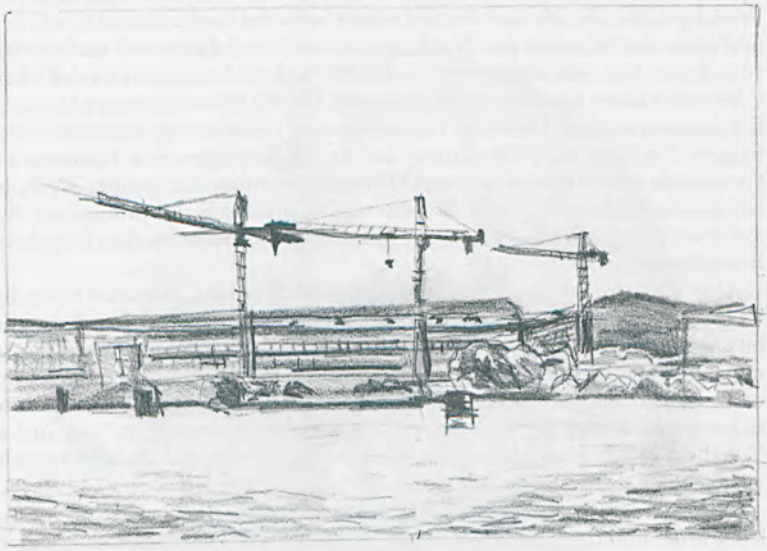
Nun sind aber nicht alle der heute verwendeten Schriftzeichen auf diese Weise entstanden. Man unterscheidet mittlerweile mehrere Typen von Schriftzeichen, die sich nacheinander herausbildeten: Normalschrift, zwei Kursivschriftformen, altertümliche Schriften („Siegel" und „Kanzlei"), älteste Schriften (auf Knochen, bzw. Bronze).

Auf diese Weise entstanden die heute rund 50 000 Schriftzeichen, mit denen die Chinesen seit jeher so ihre liebe Mühe haben: Schon die Qindynastie (221–206 v. Chr.) sah sich zum besseren Verständnis innerhalb des Volkes gezwungen, eine Schriftreform vorzunehmen, in der verschiedene, zum Teil lokale Schriftformen vereinheitlicht und vor allem abstrakter gefaßt wurden; diese Reform blieb die Basis der Schriftgestalt bis in die Gegenwart. Die auch für Chinesen natürlich schwer erlernbare Schrift begünstigte in der Folgezeit die Herausbildung einer Gelehrtenschaft; seit Ende des 19. Jahrhunderts wurden zahlreiche Vorschläge gemacht, die entweder auf die Einführung einer westlichen oder einheimischen Lautschrift bzw. auf die Vereinheitlichung der Zeichen abzielten. Letzteres wurde in der VR China 1958 nach langwierigen Diskussionen für den normalen Schriftverkehr eingeführt. Gleichzeitig mußten sich die Chinesen von ihrer traditionell in vertikalen Spalten von rechts nach links laufenden Schriftanordnung trennen und fortan horizontal von links nach rechts schreiben.

Doch mit den nationalen Problemen der schriftlichen Verständigung nicht genug! Durch die ständig zunehmenden Beziehungen zum westlichen Ausland sah man sich genötigt, unter anderem Fremdwörter ins Chinesische zu übertragen. Dies war jedoch aufgrund der Vielzahl und der isolierten Entwicklung der chinesischen Zeichen nur sehr unvollständig möglich. Ende der 70er Jahre wurde die Pinyin-Umschrift offiziell eingeführt. Sie erleichterte Ausländern die Aussprache und Lesbarkeit chinesischer Zeichen. Von nun an war es möglich, Briefe mit Adressen in lateinischen Buchstaben nach China zu schicken; man braucht also heutzutage kein einziges Schriftzeichen mehr für Briefe nach China (wenn man die Pinyin-Umschrift gelernt hat). Innerhalb Chinas hat diese Lautschrift (noch) kaum Bedeutung; in den Zentren von Beijing und Shanghai haben die Straßenschilder meist auch Bezeichnungen in Pinyin; alle Schüler müssen die Umschrift erlernen; und es gibt Versuche, Computerprogramme zu erstellen, die Pinyin „annehmen" und dann das entsprechende Schriftzeichen erzeugen. Abgesehen von den westlich beeinflußten Städten (Beijing, Shanghai, Hongkong) wird man jedoch kaum eine Möglichkeit haben, mit seinen Pinyin-Kenntnissen weiterzukommen.

Man schreibt in China übrigens genauso mit Kugelschreiber, Füller und Bleistift wie bei uns; es sei denn, man beschäftigt sich mit der Kalligraphie, also der Kunst des schönen Schreibens. In diesem Falle benutzt man Pinsel, schwarze Tinte und spezielles, sehr saugfähiges Papier. Kalligraphie wird oft als Nachmittagskurs in der Schule angeboten.

Apropos Schule: Erinnern Sie sich noch an diese Zeichen: 学 校 ? Na klar! Ich war dabei, Ihnen zu erklären, was die Schriftzeichen für „Japanische Schule" mit Chinesisch am Christianeum zu tun haben: 日本人学 校 können Sie nach einem halben Jahr Chinesisch am Christianeum ohne Probleme übersetzen. Toll, nicht? Übrigens, die meisten Schüler finden das gar nicht so toll:



„Was soll ich denn mit Chinesisch? Da lern' ich drei Jahre lang eine vierte Fremdsprache, die ich nach 'm Abi weder behalten noch anwenden werde ... und dafür drei Stunden pro Woche zusätzlich? Und dann noch nachmittags? Nee, keine Zeit, bestimmt nicht." – Für 90 % der Christianeer ist das Thema Chinesisch damit also von vornherein vom Tisch. Dabei haben gerade sie ideale Voraussetzungen: Latein als Grundlage und Gewöhnung an grammatische Fragen, Englisch als Vorbereitung auf das Sprechen in einer Fremdsprache Griechisch oder Russisch als erste Hilfe zum Schnuppern in einer Welt ohne lateinische Buchstaben. Also: Warum nicht Chinesisch als konsequente Weiterentwicklung, als Abrundung der bisher erlernten sprachlichen Fähigkeiten betrachten?

Aber ich kann mir durchaus noch andere Motive für Chinesisch vorstellen: Es herrscht eine Unterrichts-Atmosphäre, die an Lockerheit kaum zu überbieten ist; aufgrund der wie immer kleinen Teilnehmerzahl kann jeder von uns ungeniert Fragen stellen, ohne den Unterrichtsablauf aufzuhalten. Frau Adametz ist nett und flexibel genug, fast jeden unsrer Vorschläge zum Unterrichtsablauf in die Tat umzusetzen; zum Teil müssen wir ihr von uns aus Vokabeltests vorschlagen, weil wir selbst sehen, was wir an Schriftzeichen wiederholen müssen.

Frau Adametz ist eine Lehrerin, die am liebsten gar keine Zensuren verteilen würde; und da Chinesisch freiwillig ist und infolgedessen keiner der Beteiligten unter (Zensuren-)Druck steht, stellen sich gute Noten im allgemeinen sozusagen nebenbei ein.

Ein weiterer Grund für Chinesisch ist die Möglichkeit, für drei Wochen im Rahmen eines Schüleraustausches nach Shanghai zu fahren. Die Erfahrungen und Eindrücke, die ich dort gesammelt habe, waren für mich mehr als nur ein Ausgleich für sämtliche Energie, die ich für Chinesisch aufgebracht habe und noch aufbringen werde.

Was ich damit sagen will: Wenn man genügend Motivation mitbringt, sind die Schriftzeichen kein Problem. Man braucht nur ein bißchen Interesse, ein bißchen Fleiß und Konsequenz.

Zum Stellenwert der Schriftzeichen bei uns ist noch erwähnenswert, daß wir sie während des Unterrichts zwar lesen, aber nicht schreiben müssen. Durch Texte und Übungen während der Unterrichtsstunden lernen wir das Lesen und Verstehen der Schriftzeichen gewissermaßen nebenbei. Das Schreibenlernen der chinesischen Schriftzeichen ist also das einzige, was etwas arbeitsaufwendiger ist als alles andere. Wie gesagt: Mit etwas Interesse, Fleiß und Konsequenz sollte es möglich sein, die zugegebenermaßen manchmal etwas lästigen Tabellen auszufüllen, in die jedes neue Schriftzeichen zehnmal eingetragen und später von Frau Adametz „korrigiert" wird. Etwa alle zwei Wochen bekommen wir für zu Hause eine Tabelle, für die man etwa eine Stunde Zeit benötigt. Tabellen sind im Grunde genommen die einzigen Hausaufgaben, die wir für Chinesisch machen müssen. Leider schreibt man in Chinesisch auch Klausuren, und für die muß man sich recht gut vorbereiten, da das Schreiben der Schriftzeichen sonst eben nur in Form von kleinen Vokabeltests oder Tabellen abgefragt wird. Für manche Klausuren habe ich meine ganze Schreibtischunterlage mit Schriftzeichen vollgekritzelt. Aber es macht Spaß, ein bißchen Chinesisch schreiben zu können!

Ich habe ausdrücklich „ein bißchen" gesagt, weil man sich über eins im klaren sein muß: Das Erlernen der chinesischen Schrift dauert lange, und nicht zuletzt deshalb können wir nach drei Jahren Chinesisch noch nicht so fließend sprechen wie Englisch nach drei Jahren. Würden wir nur Chinesisch lesen, verstehen und anwenden, aber nicht schreiben lernen, hätten wir nach drei Jahren mit den Kenntnissen von Englisch in der neunten Klasse gleichgezogen. Die Schriftzeichen hindern uns so gesehen also an einem schnelleren Fortkommen. Wem das Lerntempo zu langsam ist, muß sich selbständig hinsetzen und mehr Schriftzeichen üben.

Ich hoffe dennoch, daß ich eins verdeutlicht habe: Die chinesischen Schriftzeichen sind machbar. Für jeden! Und es sollte mich wundern, wenn man sie weder schön findet noch ein wenig stolz ist, sie zu beherrschen. Denn: Mit den Zeichen ist es wie mit den (meisten) Menschen: Wenn man sie erstmal kennengelernt hat, macht es richtig Spaß, sich mit ihnen zu beschäftigen! Versuchen Sie's doch mal selbst:

日本人学校

Christoph Schröder (2. Semester)

EIN POTPOURRI ZUM DEUTSCHUNTERRICHT

In der „Zeit" vom 9. 4. 93 findet sich beispielsweise ein Artikel zum Deutschunterricht, der das Ergebnis einer von dem Konstanzer Literatursoziologen E. Schön durchgeführten repräsentativen Befragung von 447 Schülern bereits in der Überschrift formuliert: „Literatur ist, wenn das Lesen keinen Spaß macht." Für viele der während der Pubertät von einer Lesesucht gepackten Schüler beginne die dramatische Wende, „wenn der Deutschlehrer einen Text Wort für Wort und Satz für Satz zerfieselte". Es wird resümiert: „Der Deutschunterricht steht also immer noch vor dem gleichen alten Dilemma: soll er literarische Kenntnisse und Fähigkeiten vermitteln oder sich an den Wünschen der Schüler orientieren und zum Lesen motivieren? Das eine ist harte Arbeit, das andere das reine Vergnügen. Beides zugleich", glaubt Schön, „geht nicht."

Wie meist bei Zeitungsartikeln bleiben nicht nur einige Fragen offen. Die Erkenntnis etwa, daß vorschulische und vorschriftliche Sprachspiele die spä-

tere Leseleistung mitbestimmen, kommt hier gar nicht erst vor. Indes möge dieser Artikel und jene Untersuchung nur als Beispiel für die ständige Wiederkehr einer Diskussion fungieren, in der es gerade um wesentliche Sujets und Aufgaben des Deutschunterrichtes geht, nämlich um Literarisierung und Literatur.

Unabhängig von diesem zufällig zeitgleich erschienenen Artikel forderte ich knapp achtzig Schüler in zwei neunten und einer zehnten Klasse hinsichtlich des ihnen gewärtigen Deutschunterrichtes zu einer Stellungnahme auf. Sollte er eingeschränkt oder ausgeweitet werden, was gefällt oder mißfällt Dir, könnte man ihn vielleicht ganz abschaffen, da wir alle native speakers und die fremden Sprachen schwierig und zeitaufwendig genug sind? Anlaß meiner Nachfrage war die Schreibaufforderung für dieses Christianeums-Heft und die Überlegung, daß authentische Schülerbeiträge allemal spannender als die orakelhaften, privaten Gedanken eines Deutschlehrers sind. Die Schülerinnen und Schüler sollten durch Vorgaben nicht eingeengt und zugleich durch einige – z. T. formale – Fragen ermuntert werden, sich zu äußern. Obwohl das Thema, der Bezugspunkt, mit „Deutschunterricht" bewußt recht vage konturiert war, schrieben fast alle Schüler inhaltlich vor allem über seine ästhetische, also literarische Seite.

Etwa die Hälfte der Schüler plädiert für die Ausweitung und stärkere Betonung des Deutschunterrichts, die übrigen sind mit der augenblicklichen Form im großen und ganzen einverstanden. Nur zwei Schüler würden eine geringere Wochenstundenzahl begrüßen. Konkrete Kritiken widersprechen sich zwar in etlichen Punkten, lassen in anderen indes übereinstimmend eine allgemeine Tendenz durchscheinen, die ich in der folgenden Kompilation wiedergeben möchte. Manche Vorschläge und Forderungen – wie etwa die sehr oft wiederholten nach Diskussion aktueller politischer Ereignisse – treffen meiner Meinung nach nicht unbedingt den Deutschunterricht, sie seien trotzdem erwähnt. Ich habe mich bemüht, Projektionen möglichst fernzuhalten und nur typische, häufig wiederholte Aussagen zu zitieren, ohne allerdings eine statistische Feinauswertung vorzunehmen, die die Lektüre eines kleinen Artikels nur erschwerte. Jeder Spiegelstrich markiert ein Schülerzitat, jeder Schüler wird nur einmal zitiert.

- Ich finde es gut, daß wir im Deutschunterricht so viele Bücher lesen, weil man dadurch auch einmal etwas liest, was man sonst vielleicht nicht lesen würde. Ich finde, daß man Grammatik jetzt langsam ganz weglassen könnte, denn die Sachen, die man jetzt nicht beherrscht, lernt man sowieso nicht mehr.
- Kommaregeln etc. für die gesamte Klasse finde ich überflüssig. Man weiß ja, wo man Lücken und Schwächen hat und kann sich dann ja auch selber damit beschäftigen.
- Mir gefällt besonders, daß jetzt in der neunten Klasse vermehrt Literaturunterricht gemacht wird. Es gibt viele interessante Bücher und das Vorurteil, das viele jüngere Schüler haben, nämlich, daß Klassiker langweilig sind, wird ausgeräumt. Man merkt, daß ‚richtiges' Lesen, also ein Buch auch richtig verstehen und verwendete Bilder zu interpretieren, schwierig ist und Konzentration erfordert. Bei den Büchern, die man normalerweise liest, ist

das meist nicht so, und oft kommt man im täglichen Leben selten auf die Idee, Klassiker zu lesen. Auch die Diskussionen über die Texte finde ich gut, man kann seine eigene Meinung mit anderen vergleichen und merkt eventuell, daß einige andere Interpretationen richtiger sind.

- Ich finde, der Deutschunterricht ist recht knapp bemessen. Wir haben momentan nur drei Stunden pro Woche und das reicht kaum aus, um gut und ausgiebig Lektüre zu behandeln. Ein Problem ist weiterhin, daß man, durch den großen Abstand der Stunden bedingt, oft den behandelten Stoff in seinen Details vergißt. Man muß sich oft bei komplizierten Texten erst wieder hineinfinden.
- Es sollte auch ein Fach sein, wo man seine Ideen und auch Phantasie präsentieren kann. Man sollte viele Bücher lesen, damit es interessant wird und sich nicht an der Grammatik festbeißen.
- Den Deutschunterricht einzuschränken empfände ich als schlichtweg blödsinnig. Man hat ja gerade in den Fremdsprachen nur begrenzte Möglichkeiten, sich auszudrücken. Würde der Deutschunterricht eingeschränkt, ginge die wichtigste Möglichkeit dafür mehr oder weniger verloren, da ja der Unterricht vor allen Dingen Rechtschreibung, Grammatik und wenigstens einen ungefähren Überblick über Literatur vermitteln soll. Den Selbstausdruck auf die Arbeiten zu beschränken, die ja auch nur begrenzte Möglichkeiten bieten, wäre einfach schade. In den meisten Fächern ist man ja an bestimmte Richtlinien gebunden. In Deutsch hat man dagegen sehr viele Möglichkeiten, den Unterricht vielseitig zu gestalten. Um eine große Ausnutzung dieser Möglichkeiten zu verwirklichen, wäre also mehr Unterricht durchaus zu begrüßen.
- Neben der Grammatik, die sicherlich auch nicht unwichtig ist, sollte viel über Bücher und Gedichte diskutiert werden, um so auch auf andere Meinungen eingehen zu lernen. Durch den Deutschunterricht soll auch die Solidarität untereinander gelernt werden.
- Man kann sich im Deutschunterricht anhand von Büchern und Texten sowie von Diskussionen einen viel gebildeteren Wortschatz aneignen, zusätzlich zu den Unterhaltungen in der Familie.
- Die Einführung einer Bücherliste finde ich besonders gut, denn so wird man informiert über bekannte Autoren und Bücher, die man lesen muß. Wenn es diese Liste nicht geben würde, wäre man nicht animiert, solche Bücher zu lesen.
- Manche trockene Grammatik-Studie muß sein. Wenn ein Buch meinen Geschmack nicht verfehlt, kann ich damit auch leben und finde es auch ganz lehrreich, einmal etwas lesen zu müssen. Man muß ja lernen, sich nicht um alles im Leben zu drücken. Am meisten Gefallen finde ich an manchen Einzelheiten und Kleinigkeiten, die bei einer Reduzierung der Deutschstunden wegfallen würden, z. B. Auszügen aus Lebensläufen von Autoren ...
- Aber auch über gute Bücher zu sprechen und Gedichte, finde ich ganz gut und wichtig. Das hat ja eigentlich auch nur so viel mit Deutsch zu tun, daß alles eben in Deutsch geschrieben ist. Man könnte das Fach ja auch ganz anders nennen.
- ... um sich auch im späteren Leben zurechtzufinden und um sich mit Worten verteidigen zu können, d. h., daß man dem Gegenüber mit Worten und

nicht körperlich überlegen sein muß. Das ist vor allem in dieser gewalttätigen Welt nötig. Ich bin eher an einer Erweiterung des Deutschunterrichtes interessiert, der sich auch mit Sprache im Alltag befaßt, um eventuellen Handgreiflichkeiten aus dem Wege zu gehen.

- Der Deutschunterricht reicht jetzt aus, allerdings können zugunsten von einigen Deutschstunden gerne einige Mathestunden entfallen.
- Laßt alles wie es ist!
- Aber es wäre auch gut, wenn wir über aktuelle Theaterstücke reden könnten und sie besuchten. Dafür bräuchte man mehr Zeit.
- Der aktuelle Unterricht reicht mir durchaus aus. In den oberen Klassen ist es meistens Literatur, die gelesen wird, das kann man auch in weniger Stunden bewältigen.
- Außerdem ist gerade der literarische Bereich besonders wichtig, da man von einem Abiturienten ein gewisses Maß an Allgemeinbildung erwarten kann. Es ist im späteren Leben auch von Vorteil, in diesem Bereich Erfahrungen zu haben, z. B. wenn man einen schwierigen Text lesen will oder muß.
- Bücher wie ‚Jugend ohne Gott', die ‚Entdeckung der Langsamkeit' oder das von Schiller sind nichts Schlechtes. Überhaupt sollte das mehr gemacht werden ... Zum Thema Lyrik will ich noch sagen: Gedichte auswendig lernen finde ich besch . . . also nicht so gut.
- Drei Stunden in der Woche sind o. k. Man bekommt einen Einblick in die Literatur, kann Rechtschreibung und Kommasetzung. Etwas neuere Literatur könnte eingebracht werden.
- Allerdings sollte sich die Erweiterung nicht insofern auswirken, daß die Stundenzahl pro Woche steigt, weil die Freizeit in dieser Stufe schon knapp genug bemessen ist.
- Am meisten mißfällt mir am gegenwärtigen Deutschunterricht, daß man nicht über aktuelle und politische Themen diskutiert!!!! Wie zum Beispiel über Ausländerfeindlichkeit und den Jugoslawienkrieg. Das finde ich ganz, ganz wichtig!! Ich fände auch gut, wenn man mal was Praktisches machen könnte. Der Unterricht ist oft zu trocken und theoretisch. Ich würde gerne Theaterstücke durchnehmen und aufführen. Und Film und Fernsehen würde ich auch gerne behandeln.
- Mir mißfällt, daß wir wenig über Aktuelles reden. Wenn irgendwo ein Krieg ist oder ähnliche Geschehnisse, dann rechnet man doch damit, daß in der Schule darüber gesprochen wird. Alle Lehrer denken, daß die anderen Lehrer darüber sprechen, und dann gibt sich keiner die Mühe, darüber zu sprechen. Ich finde, daß man im Deutschunterricht am ehesten über solche Dinge diskutieren müßte.
- Wir lesen zwar zahlreiche Bücher, aber ich finde, man sollte sich vielleicht auch mal in praktischer Art und Weise über Schriftsteller informieren, z. B. durch den Besuch von Museen oder Gedenkstätten oder so ähnliches, also das Ganze auch mal als Projekt sehen.
- Man sollte wählen können, ob man den Deutschunterricht nach der zehnten Klasse fortführen will oder nicht. Ich denke, daß man diese Wahl riskieren könnte, denn die meisten Schüler würden sowieso Deutschunterricht fortführen wollen.

Die en détail über die, hier nach Trend-Aspekten ausgewählten, Zitate hinausgehenden Anregungen, Kritiken und Bestätigungen werde ich in den Klassen besprechen und in der Studienstufe vorschlagen, solchen Fragen anhand literarischer Darstellungen nachzugehen. z. B. Schillers „Über die ästhetische Erziehung des Menschen" – auch wenn dieser anregenden Schrift in Teilen theoretische Konsistenz mangelt – oder anhand der fast schon zum Klassiker avancierten Enzensberger-Rede, die sicher in einigen Punkten fehlgeht und nach Widerspruch schreit: „Bescheidener Vorschlag zum Schutze der Jugend vor den Erzeugnissen der Poesie".

Literarisch beendet sei der kleine Artikel mit einem Zitat desselben Enzensberger, Hans Magnus, aus dem „Lob des Analphabeten", in dem er sich mit dem seit Jahren und allerorten gepflegten Fernseh-Diskurs beschäftigt, der meist auch den grummelnden Hinter- und Untergrund für viele neuere Diskussionen um den Deutschunterricht bildet, ohne immer expliziert zu werden. Gegen Mr. Postman und all die vielen Verlage, die sich – sich häufig auf das bloße Medium konzentrierend – zu Apologeten der Lesekultur aufschwingen, die ihre kulturpessimistischen Breitseiten gegen den schwachsinnigen Charme des Fernsehens schießen, formuliert er anläßlich der Entgegennahme des Böll-Preises in der polemischen Tradition eines H. Heine:

„Mir jedenfalls fällt es schwer, einer Kassandra zu glauben, deren Unkenrufe dazu dienen, ihren eigenen Umsatz zu verteidigen, noch dazu wenn sie zugleich und blindlings nach neuen Absatzmärkten greift. Erinnern wir uns: es war ein Druckerzeugnis, die *Bild*-Zeitung, ein prophetisches Produkt, mit dem bewiesen worden ist, daß man die Abschaffung der Lektüre als Lektüre verkaufen und ein Print-Medium für sekundäre Analphabeten herstellen kann. Und natürlich sind es Verleger, die sich darum reißen, die Nation zu verkabeln, Satellitenkeulen zu schwingen und den Kontinent mit Programmen zu überziehen, aus denen jede Spur von Programm getilgt ist. Genau wie vor hundert Jahren, als es um die Alphabetisierung der Bevölkerung ging, können sie sich auch heute, wo es sich darum handelt, diese rückgängig zu machen, auf die Unterstützung des Staates verlassen. Dabei entspricht das Projekt der Zwangsverkabelung exakt dem „Schulzwang", von dem damals die einschlägigen Gesetze sprachen. Es trifft sich gut, daß der Industrie als Gesprächspartner ein Minister zur Verfügung steht, der den Typus des sekundären Analphabeten selbst in wünschenswerter Deutlichkeit verkörpert.

Auch die staatliche Bildungspolitik wird sich auf die neuen Prioritäten einrichten müssen. Mit der Kürzung des Bibliotheksetats ist bereits ein erster Schritt getan worden. Auch im Schulwesen sind Neuerungen zu verzeichnen. Bekanntlich kann man heute acht Jahre lang in die Schule gehen, ohne Deutsch zu lernen, und auch an den Universitäten wird dieser germanische Dialekt allmählich zu einer nur mangelhaft beherrschten Fremdsprache."
(u. a. in „Mittelmaß und Wahn", Ffm. 88)

Jochen Stüsser

Auf beiden Seiten wurden die Wälder dichter; die Bäume waren jetzt jünger und dicker; und als der Fußweg tiefer hinunterführte in eine Senke zwischen den Bergen, waren die Abhänge links und rechts mit vielen Haselsträuchern bewachsen. Schließlich verließen die Elben den Fußweg. Ein grüner Saumpfad führte fast unsichtbar rechts durch das Dickicht; ihm folgten sie, und er schlängelte sich die bewaldeten Hänge hinauf bis zum Gipfel eines Bergrückens, der in das tiefere Land des Flußtals hineinragte. Plötzlich kamen sie aus dem Schatten der Bäume heraus, und vor ihnen lag eine weite Grasfläche, grau in der Nacht. Auf drei Seiten war sie von Wald umgeben; aber nach Osten fiel das Gelände steil ab, und die Gipfel der dunklen Bäume, die auf dem Grund des Tobels wuchsen, waren zu ihren Füßen. Jenseits erstreckten sich die Niederungen dämmerig und flach im Sternenlicht. Näher zu ihnen blinkten ein paar Lichter im Dorf Waldhof.

Die Elben setzten sich ins Gras und unterhielten sich mit leiser Stimme; sie schienen die Hobbits nicht weiter zu beachten. Frodo und seine Gefährten hüllten sich in Mäntel und Decken, und Schläfrigkeit überkam sie. Die Nacht zog herauf, und die Lichter im Tal erloschten. Pippin schlief ein, den Kopf auf ein grünes Hügelchen gebettet.

Fern noch im Osten stand Remmirath, das Siebengestirn, und langsam stieg der rote Borgil über den Nebel empor, leuchtend wie ein feuriger Edelstein. Dann wurden durch ein Umspringen des Windes der ganze Nebel wie ein Schleier fortgezogen, und über dem Rand erschien der Streiter des Himmels, Menelvagor mit seinem schimmernden Schwertgehänge. Die Elben stimmten ein Lied an. Plötzlich flammte unter den Bäumen ein Feuer auf, das einen roten Schein warf.

»Kommt!« riefen die Elben den Hobbits zu. »Kommt! Jetzt ist die Zeit für Unterhaltung und Fröhlichkeit!«

Pippin setzte sich auf und rieb die Augen. Ihn fröstelte. »Dort ist ein Feuer in der Halle und Essen für hungrige Gäste«, sagte ein Elb, der vor ihm stand.

Am südlichen Ende der Lichtung erstreckte sich der Rasen bis in den Wald hinein und bildete gleichsam den Boden einer geräumigen, von den Ästen der Bäume überdachten Halle. Ihre hohen Stämme standen ringsum wie Säulen. In der Mitte flackerte ein Holzfeuer, an den Baumsäulen brannten Fackeln und verbreiteten ein silbrig-goldenes Licht. Die Elben saßen um das Feuer auf dem Gras oder auf den glatten, runden Sägeflächen alter Baumstümpfe. Einige gingen mit Bechern hin und her und schenkten Getränke ein; andere brachten Speisen auf vollen Tellern und Schüsseln.

»Das ist karge Kost«, sagten sie zu den Hobbits, »denn wir sind hier im grünen Wald fern von unseren Hallen. Wenn ihr jemals daheim unsere Gäste seid, werden wir euch besser bewirten.«

»Mir erscheint es genug für ein Geburtstagsfest«, sagte Frodo. Pippin konnte sich später kaum an das Essen oder Trinken erinnern, denn er war so erfüllt von dem Leuchten auf den Gesichtern der Elben und dem Klang so vielfältiger und schöner Stimmen, daß er sich wie in einem Wachtraum vorkam. Aber er erinnerte sich, daß es Brot gab, wohlschmeckender, als ein köstlicher weißer Laib

»Dann steht es mir wohl nicht an, mehr darüber zu sagen – damit fürcht dich nicht von deiner Wanderung abhält. Denn mir scheint, daß du dich gerade noch rechtzeitig auf den Weg gemacht hast, wenn es überhaupt noch rechtzeitig ist. Du mußt dich jetzt eilen, darfst dich nicht aufhalten und nicht umkehren; denn das Auenland ist nicht länger ein Schutz für dich.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, welche Nachricht entsetzlicher sein könnte als deine Andeutungen und Warnungen«, rief Frodo. »Ich wußte natürlich, daß Gefahren vor mir lägen; aber ich erwartete nicht, daß sie mir schon im eigenen Auenland begegnen würden. Kann ein Hobbit nicht in Frieden von der Wässer zum Strom wandern ?«

»Aber es ist nicht euer eigenes Auenland«, antwortete Gildor. »Andere lebten schon hier ehe es Hobbits gab; und andere werden hier wieder leben, wenn Hobbits nicht mehr sind. Die weite Welt erstreckt sich rings um euch: ihr könnt euch absperren, doch könnt ihr sie nicht für immer aussperren.«

Sie sprachen von vielen Dingen, alten und neuen, und Frodo stellte Gildor viele Fragen über die Ereignisse in der weiten Welt außerhalb des Auenlands. Die Nachrichten waren zumeist traurig und unheilschwanger: über die zunehmende Dunkelheit, die Kriege der Menschen und die Flucht der Elben. Schließlich brachte Frodo die Frage vor, die ihm am meisten am Herzen lag:

»Sage mir, Gildor, hast du Bilbo jemals gesehen, seit er uns verließ?«

Gildor lächelte. »Ja«, antwortete er. »Zweimal. Er sagte uns Lebewohl an eben dieser Stelle. Aber ich sah ihn dann noch einmal, weit von hier.«

Er wollte nichts mehr über Bilbo sagen, und Frodo versank in Schweigen. »Du fragst mich nicht oder erzählst mir nicht viel über das, was dich selbst betrifft, Frodo«, sagte Gildor. »Aber ein wenig weiß ich bereits, und mehr kann ich in deinem Gesicht lesen oder in den Gedanken, die deinen Fragen zugrunde liegen. Du verläßt das Auenland, und doch zweifelst du, ob du finden wirst, was du suchst, oder vollbringen kannst, was du vorhast, und ob du jemals zurückkehren wirst. Ist es nicht so ?« »So ist es«, sagte Frodo. »Aber ich glaubte, mein Weggehen sei ein Geheimnis, das nur Gandalf und mein getreuer Sam kannten.« Er blickte hinunter auf Sam, der leise schnarchte.

»Der Feind wird das Geheimnis von uns nicht erfahren«, sagte Gildor. »Der Feind ?« fragte Frodo. »Dann weißt du also, warum ich das Auenland verlasse ?«

»Ich weiß nicht, aus welchem Grunde dich der Feind verfolgt«, antwortete Gildor. »Aber ich sehe, daß er es tut – so seltsam es mir auch erscheint. Und ich warne dich, denn Gefahren liegen jetzt vor dir und hinter dir und auf allen Seiten.«

»Du meinst die Reiter ? Ich fürchtete, daß sie die Diener des Feindes seien. Was *sind* denn die Schwarzen Reiter ?«

»Hat Gandalf dir nichts gesagt ?«

»Nichts über solche Wesen.«

VOM ELEND DER LEXIKONBENUTZUNG

Zu den Unersprießlichkeiten des Spracherwerbs gehört das Lernen der Vokabeln. Seitenlange Kolonnen, gewöhnlich auf den hinteren Seiten des Lehrbuchs versammelt, brechen dem ersten Enthusiasmus die Spitze ab. Es gilt als ausgemacht, auch bei vielen Lehrern, daß Vokabeln zu Hause gelernt werden müssen; Hausaufgaben sind aber allgemein für heranwachsende und darum bewegungsbedürftige Menschen, die schon am Vormittag mindestens fünf Stunden stillsitzen mußten, eine Zumutung. Gewiß bemerkt der Schüler auch, daß der Lehrer die Vokabeln mit der gleichen mechanischen Gleichgültigkeit abfragt, mit der sie gelernt worden sind, freilich mit dem Vorrecht, ins Buch schauen zu dürfen. Dieses – wirklich unbegreifliche – Vorrecht ermutigt wiederum den Schüler, das Buch aufgeschlagen unter dem Tisch oder auf seinen Knien zu halten und, lässig zurückgelehnt, mit eigentümlich gesenkten Wimpern hineinzuschauen. Dadurch bekommt das Problem noch eine moralische Qualität – der Tod jeder Lernlust.

Es bedarf nicht langen Nachdenkens, um Wege zu finden, auf denen angenehmer zu gehen ist. Richtlinien schreiben vor, neue Vokabeln im Rahmen eines sinnvollen Kontexts „einzuführen", sie anderen, länger bekannten, zuzuordnen, gegebenenfalls auf ihr Weiterleben in unserer Alltagssprache hinzuweisen. Das ist schöner, dauert aber länger; vor allem zeigt sich bald, daß verfeinerte Lehr- und Lernmethoden schneller abnutzen. Ebenso anregend, aber zugleich entmutigend ist die aufdämmernde, vom Lehrer zu fördernde Einsicht, daß es sich bei diesen zweispaltigen Wortkolonnen gar nicht um Gleichungen handelt, daß „lieben" nicht dasselbe ist wie „amare", nicht einmal „et" dasselbe wie „und". Und so bleibt am Ende doch am wirksamsten das Verfahren des jungen Schliemann: alles auswendig lernen. Aber das kann nicht einmal der Lehrer von seinem Schüler, sondern nur der bereitwillig Lernende von sich selbst verlangen.

Es gibt Schüler, die alle Vokabeln gleich behalten. Ihnen wird ein phänomenales Gedächtnis zugeschrieben. Nach meinen Beobachtungen handelt es sich eher um einen besonders pragmatischen Menschenschlag, der ohne Widerstand annimmt, was nicht zu ändern ist. Melancholisch aber stimmt die Beobachtung, mit welch unheimlicher Behendigkeit junge Menschen ihren Wortschatz und überhaupt ihre Sprachkompetenz erweitern, wenn sie außerhalb der Schule, im Ausland, in angenehmer Gesellschaft, bei neuen sinnlichen Erfahrungen, in einer fremden Sprache sich bewegen lernen. In der Schule bleibt es bei dem Widerspruch, daß Vokabeln gelernt werden müssen, aber nicht gelernt werden. Ein Knoten, den wir nicht lösen können.

Aber wir können ihn durchhauen. Vor etwa 25 Jahren kam es zu einem behördlichen Erlaß, demzufolge für Klassenarbeiten in Latein und Griechisch den Schülern die Benutzung eines Lexikons nicht nur erlaubt, sondern sogar vorgeschrieben wurde, freilich nur in der Oberstufe. Denn hier sollten es die jungen Menschen lernen, mit wissenschaftlichen Hilfsmitteln umzugehen und mit ihnen wissenschaftlich zu arbeiten. In Wahrheit war es damals nicht mehr durchsetzbar, daß die Schüler der Oberstufe zweihundert griechische „unregelmäßige" Verben im Ärmel hatten, obwohl das eine sehr schöne Grundlage für wissenschaftliches Arbeiten ist. Inzwischen ist die Lexikonbenutzung bei

Klassenarbeiten zuerst in die 10. Klasse, dann immer weiter nach unten gesickert; sie wird jetzt am Christianeum schon in der 8., wenn nicht der 7. Klasse selbstverständlich geübt. Von den Schülern wird sie als ein Vorrecht betrachtet, und da ist es in der Tat nicht einzusehen, warum die großen Schüler bevorrechtet sein sollten – es sei denn, daß sie von dem Vorrecht einen besseren Gebrauch machten. Dann wird man fragen müssen, ob das an der größeren Reife oder der längeren Übung liegt. Das für den Lehrer besonders widerliche Erscheinungsbild von Schülern, die während der Klassenarbeit zwei Drittel, vier Fünftel, neun Zehntel ihrer Zeit damit zubringen, im Lexikon herumzuwühlen, statt sich auf den Text zu konzentrieren, ist in allen Altersstufen dasselbe und tritt durchaus nicht nur bei unkritischen oder sonst schwachen Schülern auf.

Vor vielen Jahren wurde mir ein Lateinkurs des 1. Semesters zugewiesen, mit dem zu arbeiten ich bald schwierig fand (ich verallgemeinere): Die Schüler kamen, montags in der ersten Stunde, oft zu spät, verhielten sich zu ruhig, um nicht den Verdacht der Gleichgültigkeit zu erwecken, schienen gewillt, die Zeit nur abzusitzen. Bei der ersten Klausur trat das Erscheinungsbild rast- und ratlosen Herumwühlens im Lexikon besonders hervor. Die Korrektur ergab, daß etwa die Hälfte der Schüler dem Text nicht gewachsen gewesen war. An die Besprechung der Arbeit schloß ich eine wohlpräparierte und unwiderlegbare Rede über den Mißbrauch des Lexikons an, die mit den Worten endete: „Ich lese Ihnen jetzt eine Liste von Wörtern vor, die in diesem Text vorkommen. Wenn sie von diesen Wörtern mehr als fünf im Lexikon nachgesehen haben, müssen Sie sich sagen lassen, daß Ihr Wortschatz nach sieben Jahren Lateinunterricht zu klein ist." Dann las ich die Liste langsam vor. Bei dem siebten Wort fingen einige Schüler an, verlegen zu lachen: Sie hatten die kritische Grenze schon erreicht.

Ich denke an diesen Vorgang nicht gern zurück. Der Text war möglicherweise gar nicht so leicht, wie ich gedacht hatte (Seneca, ad Lucilium 8,1.2). Ich bin auch mißtrauisch geworden gegenüber Strafpredigten, deren Folgerichtigkeit vermutlich nur dem redenden Erzieher einsichtig ist oder, wenn der Schüler ihr folgt, nur als zusätzliche Quälerei neben der soeben kassierten Fünf empfunden wird. Trotzdem gebe ich die Liste hier wieder:

iubere, contentus, mori, videri, suadere, claudere, prodesse, otium, somnus, oculus, fatigatus, cadere, litteris mandare, etiamsi, desinere, iter.

In „Beschlüsse der Kultusministerkonferenz. Einheitliche Prüfungsanforderungen in der Abiturprüfung." (erschienen bei Luchterhand) wird, in der bisher unveränderten Fassung vom 1. 2. 80, bei den Lernzielen für Latein im Leistungskurs an erster Stelle genannt:

> Kenntnis eines Grundvokabulars einschließl. eines „Kulturwortschatzes" (insgesamt etwa 2400 Wörter) sowie eines Aufbauvokabulars (Wörter, die in den gelesenen Texten hinlänglich häufig oder an herausgehobenen Stellen erscheinen).

Ob wohl noch alle Lehrer des Faches Latein an den deutschen Schulen über einen solchen Wortschatz verfügen? In den 20 Jahren seit der Reform der Oberstufe habe ich unter vielen Schülern mit guter Auffassung und hoher Lernwilligkeit nicht einen gehabt, der diesem Anspruch genügte. Auch am Christianeum, behaupte ich, haben schon Schüler Latein und Griechisch im

Leistungskurs betrieben und erfolgreich abgeschlossen, die höchstens 50 (fünfzig) Wörter abrufbereit im Kopf hatten.

Gewiß haben auch in früheren Zeiten nur wenige Schüler über einen großen Wortschatz verfügt. Ich bin 1951 vom Johanneum abgegangen, mit mittelmäßigen Leistungen in Griechisch und Latein, nach einer durch Kriegs- und Nachkriegswirren gestörten Schulzeit und wenig anregendem Unterricht, allerdings an sechs Tagen in der Woche und in größerer Stundenzahl. Vielleicht hatte ich in Latein 1000, in Griechisch 500 Wörter parat, eher weniger. Bei schriftlichen Übersetzungen mußte ich nicht selten raten. Vor allem erinnere ich mich, daß mich Wörter wie *dignitas* oder *inertia*, besonders Verben wie *egere*, *concedere*, *obsequi* frösteln ließen. Auch meine Schüler sagen, daß sie ein Wort zwar ungefähr kennten, aber sich doch gern durch einen Blick in das Lexikon vergewisserten.

Warum ist unser Unterricht so unergiebig? In den beiden ersten Jahren am Christianeum haben die Kinder 350–400 Lateinstunden. Es müßte da doch möglich sein, ihnen 800 Wörter einzuprägen, ohne Gewalt! Der Lehrer, dem das nicht gelingt, wird wieder versuchen, das Versagen von sich abzuwälzen. Den Kindern kann man es schlechterdings nicht anlasten. In den Büchern stecken Fehler. Auch in dem Lehrbuch „redde rationem", das oft auf sehr gefällige Weise neue Wörter einführt, kommen Sätze mit mehr als einer neuen Vokabel vor. Das ist so gut wie eine Gleichung mit zwei Variablen. Hier ein besonders krasser, aber nicht atypischer Fall aus der 10. Lektion (neue Wörter kursiv): *Vincere* militem romanum *res difficilis* erat, nam *semper fortis* erat nec *umquam* eum *hostis* terrebat. „Zu besiegen einen römischen Soldaten war eine schwierige Sache, denn er war immer tapfer und nicht erschreckte ihn jemals ein Feind." Ich brauche etwa zehn Minuten, Schülern diesen Satz wenigstens formal nahe zu bringen – und errege natürlich Irritation, wenn ich dann noch von ihnen verlange, sich darüber klar zu werden, wie blödsinnig er dem Inhalt nach ist.

Daß nicht nur die Sätze, die wir übersetzen, sondern schon die einzelnen Wörter etwas enthalten – oder wird hier das Modewort „beinhalten" besser verstanden? –, will sagen: einen Inhalt haben, der aus Lebenserfahrung besteht: das kann der Lehrer nicht an Hunderten einzelner Wörter deutlich machen. Er kann Erfahrung vermitteln, aber nur graduell und mit erheblichem Realitätsverlust. Irgendwann geht er doch wieder dazu über, den Kindern die fremden Wörter einzubimsen, geschickt und sportlich (Vokabelschlachten) oder ungeschickt und mechanisch (Vokabeltests); er wird die Grenzen des Einbimsens erkennen, wenn wieder ein Schüler intellegere mit „einsehen" statt mit „erkennen" oder „merken" übersetzt, weil „einsehen" in seinem Vokabular an erster Stelle steht und er diese Wortgleichung gedankenlos wiedergibt. Wahrscheinlich ist das Hin und Her zwischen lebendigem Vermitteln von Erfahrung und mechanischem Einlernen der Einrichtung Schule immanent. Nur argwöhne ich, daß die dauernde Benutzung des Lexikons bei Klassenarbeiten weniger anregt als abstumpft. Sie entspricht dem Übersetzungsbetrieb im Unterricht, der ja auch oft darauf hinausläuft, daß der Lehrer den Text satzweise vorliest und die Schüler dann wortweise fragen: „Was heißt ...? Was heißt ...? Was heißt ...?" und dann versuchen, den Satz aus den einzelnen erfragten Wörtern zusammenzukleben. Bezeichnend dafür ist das

Aussehen fremdsprachlicher Textausgaben, die durch die Hände der Schülergenerationen gegangen sind; da steht manchmal über jedem Wort ein deutsches und klebt das Original zu. Hier das Beispiel eines schönen, nicht schwierigen lateinischen Textes und der Interlinearversion aus der Hilfsbücherei des Christianeums:

Vergil, Aeneis 202–207 (Aeneas spricht seinen Gefährten, mit denen er an unbekannter Küste gestrandet ist, Mut zu)

faßt Mut *und schickt die traurige Furcht weg*
... revocate animum maestumque timorem
denken *helfen*
mittite; forsan et haec olim meminisse iuvabit.
viele schwierige Lage
per tot varios casus, per tot discrimina rerum
segeln wir *Wohnsitze* *ruhig*
tendimus in Latium, sedes ubi fata quietas
zeigen *auferstehen*
ostendunt; illic fas regna resurgere Troiae.
seid hart *euch* *bewahren Glück*
durate et vosmet rebus servate secundis.

In einer schulmäßigen Übersetzung:
"Ruft euren Mut zurück und laßt die traurige Furcht; vielleicht wird es noch einmal freuen, daran zurückzudenken. Durch soviel bunte Zufälle, durch soviel kritische Lagen streben wir nach Latium, wo uns die Wendungen des Geschicks ruhige Wohnungen weisen; dort ist es von den Göttern bestimmt, daß Trojas Reich wiedererersteht. Dauert und hebt euch für euer Glück auf!"

Ähnlich sehen die Textvorlagen bei Klassenarbeiten aus; manche Schüler halten es für ein gutes Verfahren, zunächst (fast) jedes Wort im Lexikon nachzusehen, die gefundene Bedeutung darüberzuschreiben und in den letzten fünf bis zehn Minuten das Ergebnis, nur wenig verändert, in ihr Heft zu übertragen. Ich kann ihnen darum nicht böse sein. Ich erinnere mich daran, daß es ja auch in den mittelalterlichen Handschriften des Homer, Aischylos ... Interlinearversionen gibt. Aber doch möchte ich mich hier einmal dafür aussprechen, daß man Schülern gelegentlich zumutet, sich auf den, allemal bruchstückhaften, eigenen Wissensstand angewiesen zu sehen und sich durchschlagen müssen.

Die Lexikonbenutzung fördert die Meinung, in den Fächern Latein und Griechisch komme es nur auf das Übersetzen an, d. h. um die Gewinnung einer leidlich verständlichen deutschen Textfassung, über die sich dann, ziemlich unverbindlich, reden lasse. Sie entschärft den Blick auf das fremde Wort.

Eben darum verstärkt sie auch die Erscheinung, die schon immer den kritischen Beobachter gestört hat, daß der Latein- und Griechischunterricht bei den Schülern wenig Gespür dafür entwickelt, welche Wörter unserer Alltags- und Fachsprache auf das Lateinische und Griechische zurückgehen. Einmal ereiferte sich im Lehrerzimmer ein Deutschlehrer gegenüber einem seiner

Fachkollegen, aber wohl auf meine Ohren berechnet, darüber, daß in seiner 10. Klasse nicht ein Schüler sich habe über die Herkunft des Wortes „Rationalismus" äußern können. Er hatte recht, zumal die Schüler ihre lateinischen Elementarkenntnisse aus einem Lehrbuch mit dem Titel „Redde rationem" empfangen hatten.

Als ich einmal in einem Grundkurs Deutsche Geschichte der zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts zu behandeln hatte, fand ich dazu in der Hilfsbücherei einen Klassensatz von Hans-Ulrich Wehler, Das Deutsche Kaiserreich 1871–1918. Um die Schüler in das Buch einzuführen, wählte ich folgenden Abschnitt (S. 14):

> Ein Zentralproblem bildet dabei in unserem Zusammenhang die Verteidigung tradierter Herrschaftspositionen durch vorindustrielle Eliten gegen den Ansturm neuer Kräfte ...

Bei der Vorbereitung ärgerte mich der verblasene, aufwendige Stil „wissenschaftlicher" Rede; ich nahm mir vor, folgende „Übersetzung" dieses Satzes mit den Schülern zu besprechen:

> In der Mitte unserer Darstellung steht der Versuch vorindustrieller Eliten, ihre überlieferten Herrschaftsstellungen gegen den Ansturm neuer Kräfte zu verteidigen.

Während des Unterrichts merkte ich, daß im Augenblick eine solche philologische Erörterung dem Geschichtsunterricht nicht angemessen war und beschränkte sie auf das Wort „Zentralproblem": es handle sich doch gar nicht um ein Problem, sondern um eine Auffassung (nicht einmal um eine neue) von den Hauptkräften der Zeit; außerdem störe mich das Wort „Zentralproblem", das aus einem lateinischen und einem griechischen Wort zusammengesetzt sei, wobei letzteres auch schon zusammengesetzt sei und „Vor-wurf" bedeute, also, was man seinem Gesprächspartner „vor-werfe"; außerdem könne man dafür das deutsche Wort „Hauptfrage" einsetzen.

Meldet sich eine Schülerin (ein wacher und kritischer Mensch!) und sagt: „Für mich ist ‚Zentralproblem' kein Fremdwort."

Sieveking

ARBEITSKREIS GRIECHISCH

Infolge der „Anregung" der letzten Nummer des CHRISTIANEUMS hat sich ein „Arbeitskreis Griechisch" gebildet. Wir treffen uns an jedem ersten Mittwoch im Monat um 20.00 Uhr in der Bibliothek des Christianeums und lesen das Johannesevangelium im griechischen Original. Das Gespräch ist, darf ich wohl sagen, angeregt. Noch ist der Kreis klein, das weibliche Element in ihm nicht vertreten, dagegen der Lehrstand ein bißchen überrepräsentiert. Über weitere Teilnehmer würden wir uns freuen.

Sieveking

ZUM HISTORIKERTAG – HANNOVER, SEPTEMBER 1992

Eröffnungsvortrag Ralf Dahrendorf (Oxford):
„Europa – Einheit und Vielheit"
Abendvortrag Alexander Gieysztor (Warschau):
„Die mittelalterlichen Grundlagen des modernen Europa"

Nach meiner Beobachtung empfanden viele Besucher des Historikertages gerade die Vorträge von Prof. Dahrendorf und Prof. Gieysztor als eng zusammengehörig – trotz unterschiedlicher Ausgangspunkte und Aussagen beider zu „Europa – Einheit und Vielheit". Ohne die Veränderungen der letzten Jahre hätte der Westeuropäer Dahrendorf kaum so beunruhigt auf die Ränder Ost- und Südosteuropas, aber auch die Unruhe in der EG geschaut und der Pole Gieysztor so bekennend nach Westen, sich deutlich abgrenzend vom „Osten". Dem einen wird eine vertraut gewordene Vorstellung von Europa durch die Gegenwart brüchig, der andere gewinnt sie, indem er aus der Vergangenheit in die Gegenwart blickt.

Die mittelalterlichen Grundlagen des modernen Europa sind für Gieysztor die Antike, „aber in mittelalterlicher Form", und die Res publica Christiana.

Europa kristallisierte sich in der Zeit Karls des Großen heraus: als Synonym für westliches Christentum, als Machtanspruch gegenüber Byzanz. Der weiteren Ausgestaltung dieses Machtanspruchs war der Streit Imperium–Sacerdotium nicht besonders förderlich.

Noch im 13. Jahrhundert lassen sich keine besonderen europäischen Gefühle feststellen: So rief die Bedrohung durch die Mongolen noch keine gemeinsame, eindeutig europäische Abwehrreaktion hervor. Auch Dante hatte zu Beginn des 14. Jhdts. noch keine feste Idee von Europa. Erst nachdem Konstantinopel im 15. Jhdt. von den Türken erobert worden war, wuchs der Begriff Europa bei den Gebildeten empor. Mit Enea Silvio Piccolomini verbindet Gieysztor die „Geburt der Metapher vom europäischen Haus". Von der letzten Phase des Mittelalters übernahm die Neuzeit das Bild von Europa.

Für das Mittelalter war die christliche Ökumene Europa. Die Menschen konnten verschiedenen gesellschaftlichen Kreisen angehören; aber obwohl Geburt, Recht und Besitz sie trennten, waren sie doch wieder eine Einheit in der Überzeugung, daß alle „Christen in Gott" seien, wenngleich man sich der Zweiteilung der Christenheit immer bewußt war.

Die Reichweite der romanischen Kunst symbolisiert für Gieysztor den westlichen Bereich; die byzantinische Kunst und Kultur wurde dagegen von Osteuropa ausgeschöpft, von den Serben, von Kiew, Nowgorod und Moskau. Europa blieb für die orthodoxen Völker am Ende des Mittelalters ein vager Begriff.

Europas Strukturen sind für den Vortragenden „Strukturen der langen Dauer". Athen, Rom und Jerusalem gelten ihm – wie auch Paul Valéry, auf den er sich bezieht – als Quellen Europas. Athen steht für Philosophie und Technik des Denkens, Rom für katholische Kirche und Europas Rechtsgrundlagen aus römischem Recht, römischer Tradition (common law) und kanonischem Recht; das Lateinische bildete als Sprache der Gebildeten und der Kirche die Klammer der europäischen Gesellschaften.

Die Kulturen der ethnischen Gruppen – der Romanen, Germanen und Slawen – wurden von dem griechischen, römischen und christlichen Erbe durchdrungen und verwandelt; das antike Erbe befand sich immer im Austausch mit den gelebten Kulturen, zu denen auch die Juden und Ungarn hinzukamen. An diesen beiden Gruppen macht Prof. Gieysztor die Bereitschaft Europas fest, auch zunächst Fremdes zu integrieren.

Die Agrarwirtschaft mit ihrer wichtigsten Organisationsform, der Grundherrschaft, blieb bis in das 18. und 19. Jahrhundert strukturbildend für Europa. In einem engen Netzwerk waren seine Städte mit dem Agrarsektor verknüpft; bürgerliche Mitsprache und Lebensgestaltung bildeten sich in ihnen heraus. In der Vielfalt und Einheit Europas fehlte *ein* Element ganz: der Despotismus.

Schon vorher war hin und wieder spürbar gewesen, warum einzelne Formulierungen eine sehr deutliche Abgrenzung enthalten hatten: Hier, am Schluß, ist es eindeutig – ausgeschlossen sind die Russen, auch wenn es nicht gesagt wird.

Dahrendorf erinnert am Anfang seines Vortrages an den Weg der Selbstzerstörung Europas in zwei Kriegen und Nachkriegszeiten. Wenigstens im halben Europa konnten ab 1949 „die Lichter ... wieder zu flackern beginnen", während die andere Hälfte ein Dasein fristen mußte, in dem der Weg „zurück nach Europa" nur eine vage Hoffnung blieb. Für beide Hälften stellte das Jahr 1989 eine neue Möglichkeit dar, ein kraftvolles, einiges Europa zu begründen. In Warschau, Prag und Budapest hatte zuvor Osteuropa sowjetische Hegemonie und graues Einerlei bedeutet; in diesen Städten wollte man „Mitteleuropa" sein, und Mitteleuropa war für sie zum Inbegriff des Westens geworden. Heute ist das wiedervereinigte Deutschland für viele Osteuropäer bzw. „Ostmitteleuropäer" „Mitteleuropa" geworden, und manche sprechen deshalb „in der Sprache ihrer Hoffnungen" wieder von Europa.

In der westlichen Hälfte Europas, dem Europa der Freiheit, des Wohlstandes, des kaum behinderten Personen- und Warenverkehrs, in dem man schon eine gewisse Einheit empfand, hat die Diskussion um den Vertrag von Maastricht gezeigt, wie wichtig plötzlich wieder „Vielheit" ist – Vielheit der Nationalstaaten, der Regionen und Traditionen, der Währungen; der Balkankrieg lehrt uns, daß sogar Stämme wieder höchste Bedeutung haben können.

Deshalb stellt sich in dieser Situation neu die Frage, wie man Europa als Einheit definieren und herstellen kann. Für Dahrendorf ist eindeutig: „Europa ist ... größer als die EG und kleiner als die KSZE." Da die gegenwärtigen gewalttätigen Verwerfungen an alten Rändern auftreten, an den Grenzen des Habsburgischen und Osmanischen Reiches, an denen des alten Russischen Reiches, „also dort, wo Orthodoxie und Islam an Europa grenzen", könnte man versucht sein, den Gedanken des lateinischen Europas ins Auge zu fassen. In diesem Sinne wäre Europa dann ein Europa der Res publica, des Rechtsstaates, der durch Verfassungen beschränkten Herrschaft, der Gewaltenteilung ... ; will man dieses lateinische Europa aber als spezifisch westliches begreifen, muß man ihm nach Dahrendorf die Werte der Civil society hinzufügen: Aufklärung, Liberalismus, Bejahung ökonomischer Entwicklung, Verzicht auf romantische Sehnsüchte.

Beide Komplexe reichen ihm dennoch nicht aus, um das Europa der Zukunft, möglichst in der Form der politischen Union, zu begründen. Die in Jahrhunderten gewachsene „gemeinsame Tiefenkultur" hat nie nationale Interessen zu überwinden vermocht, und auch in den letzten vierzig Jahren war westeuropäische Integration ganz wesentlich ein Produkt der Kommunismusangst. Gegen wen soll also heute das „wirkliche Europa" entstehen? Für Dahrendorf ist selbstverständlich, daß es nicht gegen die USA und Japan, nicht gegen eine neue islamische und alte russische Bedrohung errichtet werden soll und auch nicht zur „Zähmung der bösen Deutschen". Wenn dieses Europa also nicht aus einer negativen Abgrenzung entstehen soll, so bleibt nur ein weiteres positives Moment übrig. Das ist überraschenderweise der „heterogene Nationalstaat", die Hinterlassenschaft des 19. Jahrhunderts, der trotz aller mit ihm behafteten Probleme in der Lage war, Bürgerrechte zu garantieren und unterschiedlichen ethnischen, kulturellen und religiösen Gruppen Entfaltung zu ermöglichen. Mit Raymond Aron ist D. der Überzeugung, daß der heterogene Nationalstaat nicht die letzte Stufe der Zivilisation sein kann, daß es aber gefährlich ist, ihn ganz abzuschaffen, bevor etwas Besseres an seine Stelle getreten ist. Die Nationalstaaten westlicher und lateinischer Prägung könnten auch die Grundsätze liefern, nach denen die europäischen Staaten ihr *gemeinsames* Handeln ausrichten sollten:

1. Das Europa der Zukunft darf nur eines „der schlanken Institutionen" sein, das trotz gewisser zentral ausgeübter Herrschaftsfunktionen kein Superstaat ist und nur dort einheitlich handelnd auftritt, wo es für die Gemeinschaft wirklich nötig ist.
2. Zur Struktur eines zukünftigen Europas gehören Rahmenbedingungen des Wirtschaftens, die jedoch Protektionismus vermeiden sollten.
3. Wichtiger als eine Währungsunion ist für Dahrendorf eine Rechtsunion Europa, in der Rechtsstaat und Demokratie garantiert sind. Gerade in ihr würde sich das lateinische und westliche Erbe ausdrücken, würden Bürgerrechte Identität stiften.
4. Eine schnelle Mitgliedschaft der neuen Demokratien Ostmitteleuropas in diesem Bund brächte auch diesem Raum Perspektiven und Sicherheit.

Mit den letzten Sätzen allerdings hebt Dahrendorf von der Realität und den west-mittel-europäischen Zukunftsvisionen deutlich ab: Das Europa der Zukunft ist ihm nur „ein Schritt auf dem langen Weg zur Weltbürgergesellschaft", die mit dem besonderen Engagement der Europäer geschaffen werden sollte – nach den genannten Elementen.

Dahrendorf hat recht, wenn er vor einem Zerfall Europas in Stämme warnt und darin die Wahrscheinlichkeit neuer Bestialität ahnt. Aber seinen Optimusmus, an Europas Wesen könne einmal die Welt genesen (wollen), muß man doch wohl nach vielen historischen Erfahrungen und der Beobachtung, daß einige Milliarden Menschen auf dieser Welt anderen Kulturen und Wertgemeinschaften angehören, in Zweifel ziehen.

Für die Schüler war bis 1989 – wie im Gemeinschaftskundeunterricht immer wieder festzustellen war – Europa eindeutig definiert: Es war im wesentlichen identisch mit dem Gebiet der EG; ging es darüber hinaus, war es ganz allgemein Westeuropa. Es war der Teil des Kontinents, der durch Reisefrei-

heit, annähernd ähnliche Konsummöglichkeiten (wenn man auf Reisen war) und kulturelle und politische Nähe charakterisiert war. Die kulturelle Nähe konnte oft nicht genau bestimmt werden; deshalb war es auch nicht verwunderlich, daß Polen, die Tschechoslowakei und Ungarn einfach „dem Osten" zugeordnet wurden. Osteuropa begann an der Elbe und wies nur dann einige Lichtblicke auf, wenn Schüler Prag, Budapest und Moskau/Leningrad kennengelernt hatten, die sich aus einer grauen, homogenen, z. T. auch als fremd und bedrohlich empfundenen Landmasse positiv abhoben. Der Geschichtsunterricht seit der sechsten Klasse hatte nicht unwesentlich zu diesem Bild beigetragen, nicht nur der Ost-West-Konflikt, indem er griechische und römische Antike, das katholische Mittelalter, die großen Umbrüche in Renaissance/Reformation und Aufklärung sowie die Geschichte Deutschlands mit den Beziehungen nach Westen und Norden/Süden in den Mittelpunkt stellte, die Beziehungen zum Osten aber nur dann beleuchtete, wenn es um die großen Konfliktpotentiale des 19. und 20. Jahrhunderts ging.

Seit dem Zusammenbruch der sozialistischen Staaten Osteuropas hat sich nach meiner Beobachtung das Europabild der Schüler nicht wesentlich geändert; noch überwiegt das Trennende, erlebbar im niedrigen Lebensstandard, in den unsicheren politischen und sozialen Verhältnissen, in den geringen Kenntnissen der Geschichte Osteuropas. Deshalb erscheint es mir wichtig, an dieser Stelle die Möglichkeit einer intensiveren Beschäftigung mit dem Thema der europäischen „Identität" anzubieten.

Anmerkung: Von dem Vortrag Prof. Gieysztors lag mir keine Arbeitsfassung vor; ich habe mein Skript benutzt. Für Prof. Dahrendorfs Vortrag habe ich die in Hannover verteilte Arbeitsfassung verwendet.

Margret Kaiser

CHRONIK

vom 1. 12. 1992 bis zum 1. 5. 1993

Dezember

7. 12.	Adventssingen in der Aula Elternsprechtag für die 5. Klassen. Schülerinnen und Schüler der Klasse 10 a und 10 c besuchen mit Frau Greiner die Jüdische Gemeinde (s. S. 8).
9. 12.	Die Brass Band (Ltg. Herr Achs) spielt im Festsaal des Rathauses aus Anlaß der Ehrung der Landessieger aller Schülerwettbewerbe durch Senatorin Raab.
10. 12.	Der Geschichtsleistungskurs I. Sem. besucht auf Einladung des Deutschen Bundestages Bonn und Köln. Vorlesewettbewerb der 6. Klassen

13. 12.	Im Hauptgottesdienst der St. Michaeliskirche zum 3. Advent führen Chor und Orchester des Christianeums (Ltg. Herr Schünicke) die Missa Solemnis von Mozart auf.
14. 12.	Die Schülervertretung des Christianeums veranstaltet gemeinsam mit den Schülern der umliegenden Gymnasien und Realschulen eine Demonstration gegen Gewalt und Rassismus.
14. u. 15. 12.	Adventskonzert des Christianeums in der St. Michaeliskirche unter Mitwirkung aller Chöre und Orchester (Ltg. Frau Kaiser, Herr Achs, Herr Löppmann, Herr Schünicke und Herr Walde). Eine spontane Sammlung am Ende beider Konzerte zugunsten bosnischer Kriegsflüchtlinge, die in einem Lager am Volkspark untergebracht sind, erbringt 10 886,66 DM.
16. 12.	294 Pakete, die von Eltern, Schülern und Lehrern des Christianeums für die russische Partnerschule 506 gepackt wurden, gehen von Hamburg auf die Reise nach St. Petersburg.
17. 12.	Traditionelles Weihnachts-Fußballturnier mit annähernd 20 Mannschaften von Schülern und Ehemaligen.
18. 12.	Weihnachtsbazar am letzten Schultag. Der Erlös in Höhe von 8978,81 DM kommt auf Beschluß der Schülervertretung zu gleichen Teilen dem Indio-Kindergarten Belén in Santiago de Chile und unserer Partnerschule in St. Petersburg zugute.
Januar	
4. 1.	Der Abiturient Hendrik Mandelkow wird mit Leistungen in Russisch und Englisch Bundessieger im Fremdsprachenwettbewerb 1992.
7. 1.	Der Grundkurs Religion (III. Sem.) besucht mit Herrn Starck das Buddhistische Zentrum.
18. 1.–5. 2.	Diesjähriges Betriebspraktikum der Vorstufe
22. 1.	„Verkehrsschau" der Polizeidirektion West und Mitgliedern der Bezirksversammlung mit der Schulleitung und Elternvertretern in der Umgebung des Christianeums
25. 1.	Informationsabend für Eltern und Schüler der 4. Klassen
15. 1.–1. 2.	„Woche der Berufsinformation" für das I. Semester, veranstaltet vom Elternrat und den Koordinatoren für Schülerlaufbahn-Beratung und Oberstufe
27. 1.	Abendliche Aussprache des Kollegiums über das Problem: „Ausländerfeindlichkeit und Rechtsextremismus unter Jugendlichen – was können wir als Pädagogen tun?"
28. 1.	Verabschiedung von Herrn Eschrich-Rennert, der in den Ruhestand geht. An seiner Stelle tritt Herr Valentin in das Kollegium ein.
Februar	
5. 2.	17 Schülerinnen und Schüler des II. Semesters nehmen an einem Bewerbungstraining bei der AOK teil.
8.–12. 2.	Anmeldewoche für die neuen 5. Klassen

10. 2.	Einweihung der Tretorgel auf dem Schulhof, die von 10 Oberstufenschülern unter Anleitung von Herrn Ruhl für die Pausengestaltung der Unterstufe gebaut wurde (s. S. 6).
12. 2.	Faschingsfest der Unterstufe, veranstaltet von der SV in der Pausenhalle
18. 2.	Hausmusik-Abend (Teil 1)
19. 2.	Moritz Borgmann (VS) nimmt an der Chemie-Olympiade in Berlin teil.
22. 2.	Gedenkveranstaltung aus Anlaß des 50. Jahrestages der Hinrichtung der Geschwister Scholl, Christoph Probsts und anderer, gestaltet von der Klasse 8 a (Frau Schwarzrock-Frank) und dem Leistungskurs Geschichte IV. Sem. (Herrn Böhmer)
23. 2.	Hausmusik (Teil 2)
24. 2.	Im Hamburger Schachwettbewerb „Rechtes gegen linkes Alsterufer" gewinnen die Mannschaften des Christianeums (insgesamt fast 50 Schüler) die Vorrunde.
25./26. 2.	Elternsprechtag
März	
4. 3.	Bundesjugendspiele im Geräteturnen
23. 3.	Der Dezernent unseres Schulaufsichtsbezirkes, Herr Dr. Baumann, hospitiert im Unterricht des IV. Semesters.
30. 3.–3. 4.	Chorreise der 5. Klassen an den Brahmsee
April	
6. 4.	Der Vorstufenkurs Biologie besichtigt mit Herrn Prigge die „Holsten"-Brauerei.
7. 4.	Bei der diesjährigen Landesolympiade der jungen Mathematiker sind 12 Schülerinnen und Schüler des Christianeums erfolgreich. Landessieger werden Anais Jürgensen und Alexander Lattmann (beide 5. Klasse), Johanna Ziegler (6 a) und Peer Soehring (II. Sem.), der sich gleichzeitig für die Bundesolympiade in Magdeburg qualifiziert.
13.–17. 4.	Chorreise der 7. Klassen an den Brahmsee
17. 4.	Die Lehrervolleyballmannschaft des Christianeums wird zum vierten Mal „Hamburger Meister".
20.–24. 4.	Chorreise der 6. Klassen an den Brahmsee
21. 4.	Die Schriftstellerin Lotte Bethge liest vor Schülern der Unterstufe. Treffen der jetzigen Klassen- und Fachlehrer mit den früheren Klassenlehrerinnen der 5. Klassen.
24.–26. 4.	Exkursion des Leistungskurses Geschichte (II. Semester) mit Herrn Andersen nach Naumburg, Schulpforta, Erfurt und auf die Wartburg
26. 4.	Eintreffen der diesjährigen Austauschgruppe aus St. Petersburg (10 Schülerinnen, 5 Schüler und 2 Lehrerinnen)

BRIEF AUS ST. PETERSBURG

Liebe Schüler! Sehr geehrte Kollegen!

Der Beschluß ihrer Schülerschaft, eine große Geldsumme unserer Schule zukommen zu lassen, rief einen ganzen Sturm der Begeisterung hervor.

Wir bedanken uns herzlich bei Ihnen für diese große Hilfe. Diese Spendenaktion zeugt nicht nur vom innigen Wunsch der Freunde, uns zu unterstützen, sondern auch von der Hilfsbereitschaft der Jugendlichen.

Wir haben schon längst davon geträumt, einen Videorecorder für die Schule zu kaufen, und unerwartet ging unser Traum in Erfüllung. Dank Ihrer Spendenaktion bekamen wir die Möglichkeit, auf einmal nicht nur einen Videorecorder, sondern auch andere wichtige technische Mittel zu kaufen, die den Lehrprozeß wesentlich unterstützen könnten.

Für das andere in Aussicht gestellte Geld würden wir gern einen Farbfernseher, einige Videocassetten und einen Drucker (oder einen Kopierer) kaufen. Die Anwendung dieser technischen Mittel würde die Vorbereitung und die effektive Gestaltung des Unterrichts erleichtern.

Wir sind fest davon überzeugt, daß diese Spendenaktion unserer Freunde zur technischen Ausstattung und zur Fortentwicklung unserer Schule wesentlich beiträgt.

Wir danken Ihnen nochmals herzlich für Ihre Hilfe und grüßen alle Schüler und Kollegen.

Schüler und Lehrer der 506. Schule
St. Petersburg
Irina Wassiljewa (Schuldirektorin)

Die St. Petersburger Kolleginnen, Frau Dessimon und Frau Sameskovskaja, haben die Spende der SV in Höhe von 3500,– nach St. Petersburg überbracht.

HINWEIS

Die Festschrift „250 Jahre Christianeum 1738–1988" und der Band „Festwochen" sind noch für zusammen DM 50,– bei der Bibliothek des Christianeums (Herrn Gunter Hirt) erhältlich. S.

VERANSTALTUNGEN 1993

Donnerstag, 3. Juni, 19.30 Uhr
Eröffnung des Literarischen Cafés mit eigenem Programm (s. S. 3)

Sonnabend, 5. Juni, 11.00–14.00 Uhr
Pfingst-Frühschoppen im Christianeum, veranstaltet vom Verein der Freunde und der V. e. C.

Mittwoch, 9. Juni, 20.00 Uhr
Literarisches Café am Christianeum: Hamburger SPOTTverein, „Deutsch für Anfänger"

Freitag, 25. Juni, 18.00 Uhr
Abiturientenentlassung in der Aula des Christianeums

Sonnabend, 11. September, 9.00–18.00 Uhr
Eltern-Lehrer-Schüler-Seminar am Christianeum (Gäste willkommen)

20 JAHRE 73ER ABITUR-REVIVAL
18. 12. 1993, 16.00 UHR, CHRISTIANEUM

Zwanzig Jahr' – nicht spurlos vorüber–
seh'n wir uns und reden darüber,
an alter Wirkungsstätt' bei Otto-Ernst,
ob Ihr von nah', ob Ihr von fernst.

Ob Ihr kommt, laßt es uns wissen,
keinen von Euch woll'n wir missen.
Auch die Lehrer woll'n wir sehen,
sie könn'n schau'n, was macht das Lehen.

Aus Spaß ward Ernst und wird schon zwanzig,
d'rum feiert mit uns – gar nicht ranzig;
denn ernst zu sein bedeutet wenig,
nur wer Spaß hat, der ist König.

Versorgt uns bitte mit Adressen
– aktuell – und nicht vergessen:
„schooldays are the happiest days of our lives ..."
(Raymond Douglas Davies)

Friedrich W. Böttner
Tel.: 03591 – 51 81 17
Oelsnerring 89
2000 Hamburg 52

Carsten Ulrich Dührsen
Tel.: 040 – 82 37 74
Oelsnerring 87
Hamburg 52

CHRISTIANEUM

MITTEILUNGSBLATT DES VEREINS DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS
IN VERBINDUNG MIT DER VEREINIGUNG EHEMALIGER CHRISTIANEER
48. JAHRGANG HEFT 2 HAMBURG DEZEMBER 1993

INHALT

in memoriam
Arnold Hilmer 3
Georg Siebers 6
Jamila Finkler 7

Abiturientenentlassung
Programm 8
Ansprachen
des Schulleiters Ulf Andersen 9
des Abiturienten Tonio Ellermeyer 12
der Abiturientin Petra Lange-Berndt 14
des Jubiläumsabiturienten Prof. D.Dr. Ernst Dammann 18
Hans R. Kuckuck zur Verleihung des Ornithes-Preises 20
Preise 21
Namensliste 22

4. Eltern-Lehrer-Schüler-Seminar 24

Projekt Sophie Scholl 27

Senatsbegrüßung einer Schülergruppe aus Shanghai 29

Brief aus St. Peterburg 32

Chronik 33

Veranstaltungen 39

Einladungen 40

Die in diesem Heft reproduzierten Federzeichnungen zum Thema „Schrekken der Meduse“ sind im vorigen Schuljahr im Kunstunterricht der 9d entstanden: Arlena Bargel (S. 13), Lisa Eickhoff (S. 17), Ines Vielhaben (S. 23), Rieke Völkers S. 35).

Abgabe an die Mitglieder kostenlos

Verantwortlicher Redakteur: Friedrich Sieveking

Schulanschrift: Otto-Ernst-Str. 34, 22605 Hamburg

Herstellung: Hans Christians Druckerei, Hamburg

ARNOLD HILMER
15.12.1908–9.7.1993

„Nenne mir – ganz schnell und ohne nachzudenken! – ein Musikinstrument, ein Werkzeug und eine Farbe!" – Ich übertrage das Geige-Hammer-rot-Spielchen auf meine Schulzeit am Staatlichen Christianeum zu Hamburg-Altona (Abitur 1957). Meine spontane Antwort wäre: „Flügge, Hilmer, Hollmann!" Die Reihenfolge ist alphabetisch. Zum damaligen Kollegium zählten viele profilierte Persönlichkeiten. Ihrer aller zu gedenken ist nicht das Thema. Die drei Genannten waren auf jeden Fall sehr profilierte Vertreter ihrer Fächer. Aber sie gingen darin nicht auf. Sie waren – wie gewiß auch andere – „Lehrer plus x". Da sie uns, die „g^1" von 1949–57, fünf bis sieben Schuljahre begleiteten, hatten sie nicht nur viel Zeit, mit ihrer fachlichen Kompetenz auf uns einzuwirken, sondern auch mit dem jeweiligen, zusätzlichen „x".

Bei dem Altphilologen Dr. Bruno Hollmann steht „x" für ein kompetent betriebenes Hobby, die Archäologie seiner mecklenburgischen Heimat, und für die applikative Seite des Humanismus: praktizierte Menschlichkeit. Bei

dem Germanisten Dr. Johannes Flügge, der später noch zehn Jahre als Ordinarius an der Berliner FU wirkte, steht „x" für eine philosophische Weltsicht mit dezent anthroposophischem Hintergrund, die uns früh Zusammenhänge erahnen ließ. Und bei dem Kunsterzieher Arnold Hilmer steht „x" für seinen eigentlichen Hauptberuf, die Bildhauerei, und für einen kritisch-politischen Verstand, der sich – Zeitgeschehen kommentierend – zwischen Zeichen- und Geräteraum, beim Pinselwaschen und dem Sortieren von Kartonpapier nasal-nuschelnd oder die Silben breit hamburgisch akzentuierend aussprach. – Die Schüler meiner Zeit gaben Hilmer den Spitznamen „Meister Oskar". Im ironischen Vorgriff auf ihre künstlerische Reife soll er – einem von mir nie miterlebten Ondit zufolge – unbotmäßige Schüler mit folgendem Ruf näselnd zur Ordnung gemahnt haben: „Meister Oskar: du müßtest gelöffelt werden!" Ich habe Hilmer nie „löffeln" sehen.

Ich entsinne mich noch des Abends in der Adenauer-Ära, als mein Vater von einem Elternabend nach Hause kam und mit Entsetzen seinen Eindruck über Flügge mitteilte: „Euer Lehrer ist ja ein Kommunist!" So wirkte in jener Zeit ein kritischer Liberaler, der von seinen Schülern in der Oberstufe Tageszeitungsartikel analysieren ließ, auf einen Altersgenossen, der politisch kaum über Hugenberg hinausgekommen war. Ein Glück für meinen Vater, daß er nie mit Hilmer gesprochen hatte: der war nun wirklich ein „Linker". – Arnold Hilmer verdanke ich, was nicht zu seinem „Lehrauftrag" gehörte: gesellschaftlich-politische Kritikfähigkeit. Er legte den Grund dafür, daß ich – trotz leichter Überalterung – gut ein Jahrzehnt nach dem Abitur noch ein „Achtundsechziger" werden konnte.

Nicht daß Hilmer darüber seinen eigentlichen „Lehrauftrag" vernachlässigte. Wir hatten einen anderen Lehrer, dem wir nur eine juristische Frage zu stellen brauchten, und dann vergaß er für 45 Minuten, daß sein momentaner Lehrauftrag „Livius" hieß. Hilmer analysierte vor sich hinbrabbelnd, während er nötige Handreichungen besorgte, und ließ uns dabei – politische Kommentare mit mildem Zynismus zerpflückend – die schleichende, reaktionäre Wendung der damals führenden Tageszeitung DIE WELT miterleben.

Nein, Hilmer vernachlässigte seinen Auftrag nicht. Er hatte einen untrüglichen Instinkt für künstlerische Begabungen unter seinen Schülern, die er gezielt förderte. Ich nahm von 1952 bis 1957 an seiner „Arbeitsgemeinschaft" am Sonnabendnachmittag teil. Mancher meiner Mitmaler und -zeichner allein aus jener Zeit ist heute ein bekannter Künstler. Hilmer formte nicht und verformte schon gar nicht. Er gab Anstöße, die halfen, besser auf den Weg zu kommen, den er als den individuellen Entwicklungsgang eines jeden Schülers erkannt hatte. Er legte ein geheimes Depot der besten Produkte seiner besten Schüler an, irgendwo auf dem weitläufigen Boden des alten Christianeum-Gebäudes an der Behringstraße. Hier allerdings entschied er ziemlich autoritär: was er begehrte, verschwand. Ich selber hatte die Ehre, drei Ölbilder beisteuern zu dürfen. Leider verschwand dann auch das Depot – vermutlich im Zusammenhang mit dem Abriß des alten Gebäudes im Jahre 1971 und dem Umzug der Schule in die Otto-Ernst-Straße.

Hilmer verstand es nicht nur, kreative Fähigkeiten zu wecken und zu fördern. Er führte seine Schüler auch durch Ausstellungsbesuche an Kunst heran und in die Kunstgeschichte hinein. Durch ihn wurde mir die Hamburger

Kunsthalle ein Stück Heimat. Allerdings ließ er es uns spüren, daß sein Herz nicht mehr mitschlug, wenn er pflichtgemäß abstrakte Kollegen interpretierte: „Baumeister und Meistermann ...!" Die drei Punkte stehen für einen vielsagend-unartikulierten, mehrsilbigen Nasallaut. Hier war ihm sein Freund und Kollege Flügge ähnlich, der den Romantiker Caspar David Friedrich als einen Geistesverwandten deutete, aber den Schritt vom Im- zum Expressionismus nicht mehr mitgehen mochte.

Arnold Hilmer hatte von 1928 bis 1933 an den Kunstschulen bzw. -akademien in Hamburg, Königsberg und Stuttgart studiert. Den Bildhauer interessierte vor allem der Mensch. Er schuf im wesentlichen Kleinplastiken menschlicher Vollfiguren und Porträtbüsten. Dabei beschäftigte er sich mit bestimmten Personen z. T. über Jahrzehnte hinweg mit immer neuen Bleistift- oder Tusch-Skizzen und Gipsstudien, bis er dann den komplizierten Guß wagte. Der Weg bis dahin war auch im Wortsinn umständlich, da er mit einer weit entfernten Werkstatt zusammenarbeitete und häufig mit seinem VW-Käfer dorthin steuern mußte. Stilistisch blieb Hilmer zeitlebens eigenartig konservativ – eigentlich ein Bildhauer der Zwanziger Jahre. Ich hatte stets den Eindruck, er habe ein Thema und eine Lebensaufgabe und müsse dies zeitlos-vollendet gestalten bzw. diese end-gültig lösen. Ich meine, dies sei ihm gelungen, zumal mit seinen Kleinplastiken. In den späteren Jahren variierte Hilmer sein Thema „Mensch" auf eigenartige Weise. Er schuf zahlreiche „anthropoïde" Baumskizzen von seltsamer Faszination. – Hilmer wurde ein anerkannter Hamburger Bildhauer, der sich auch an zahlreichen Ausstellungen beteiligte, zuletzt an der Ausstellung des Berufsverbandes Bildender Künstler in Hamburg, die vom 4. 2. bis 7. 3. 1993 in der Grundbuchhalle des Ziviljustizgebäudes am Sievekingsplatz gezeigt wurde.

Arnold Hilmer war auch im Wortsinn „mit der Kunst verheiratet". Seine erste Frau Charlotte war eine bekannte und profilierte Hamburger Malerin. Ihr Freitod 1958 lag längere Zeit wie ein Schatten über Hilmers Leben. – Auch Hilmers zweite Frau Heimke starb früh – mit 49 Jahren. Sie war keine Künstlerin, teilte aber mit ihrem Mann den kritischen Geist, was für mich seinerzeit – Ende der Sechziger Jahre – moralische Unterstützung bedeutete. Am 13. November 1960 hielt ich auf dem Sülldorfer Friedhof die Trauerfeier. – Arnold Hilmers dritte Frau, Gin Blume-Henke, ist wieder eine Malerin. Ihr Hauptwerk sind Landschafts-Aquarelle. Mit ihr verbrachte er die längste Zeit des Lebens, auch die Phase des gemeinsamen Alterns mit vielen Problemen, Schmerzen und kritischen Situationen. Bis zu seinem Tode wurde Hilmer von einem früheren Schüler ärztlich betreut.

Johannes Flügge und Arnold Hilmer – sagen wie einmal: „Geige" und „rot" meiner Lehrer – blieben bis zuletzt miteinander befreundet. Lange war es der Wunsch Hilmers und seiner Frau, in das Seniorenheim Flügges in Konstanz zu ziehen. Irgendwann war es zu spät, diesen Traum zu verwirklichen. Mich beruhigt es eigentlich, daß Hilmer dort sterben konnte, wo er für mich hingehört: in Hamburg. Andererseits kann ich mich noch nicht recht an ein Hamburg ohne „Meister Oskar" gewöhnen.

Bernd Jørg Diebner

GEORG SIEBERS
29.9.1914–7.8.1993

Ein neuer Deutschlehrer kommt. Ihn erwartet eine reine Jungenklasse des Jahrgangs 12 im zweiten Stock eines grauen Sandsteingebäudes wilhelminischer Bauart. Hier hallen die Schritte noch auf den Gängen, und der Geruch von Bohnerwachs, Radiergummi, Tafelschwamm und Kreide verrät jedem Eintretenden, daß Ordnung und Disziplin in diesen Mauern noch Gültigkeit besitzen. Die Pause ist zu Ende, und man will dem Neuen mit demonstrativer Gleichgültigkeit begegnen, gibt es doch inzwischen Wichtigeres auf der Welt als einen neuen Deutschlehrer, und zudem ist man ja wer, hat man es doch bereits bis in die Oberstufe geschafft. Es klopft, und im selben Moment öffnet sich die Tür, und ein Mann von gepflegtem Äußeren tritt herein, nicht alt, nicht jung, den Kopf ein wenig schief auf den Schultern, ein kleines Büchlein in der Hand, sonst nichts; freundlich lächelnd blickt er in die Runde der noch miteinander beschäftigten Schüler und sagt, während die eine Hand sanft über die Krawatte fährt: „Oh, entschuldigen Sie, ich wußte nicht, daß Sie Ihre Pause noch nicht beendet haben." Dabei fährt die Hand zur Nase, um ein amüsiertes Lachen zu verbergen, und dann ist er bereits wieder zur Tür hinaus. Erstaunen bis zur Sprachlosigkeit, und dann der Ruf nach dem Klassensprecher, diesen eigenartigen Mann zurückzuholen. „Sie kennen doch sicherlich Albert Camus. Wenn Sie sich richtig erinnern, war er eine der beiden großen Persönlichkeiten, die der französische Existenzialismus hervorgebracht hat . . . ", und noch bevor er das Pult erreicht, sind wir in seinem Bann, spricht er mit uns über Dinge, von denen wir nie vorher gehört hatten, in einer Art, als seien wir Eingeweihte, Vertraute gar seiner Gedanken. Niemals vorher hatte ein Lehrer so mit uns gesprochen, uns so viel Achtung entgegengebracht, uns so ernst genommen. Die Würde des Menschen ist unantastbar; daß das auch für Schüler Geltung haben konnte, lernten wir durch diesen Mann. Durch ihn fühlten wir uns aufgewertet und ermutigt. Es entwickelte sich eine eigenartige Freundschaft auf Distanz, die wohl nur einseitig war, da die Kontakte zu ihm nie über die Unterrichtsstunde hinausgingen, aber selbst wenn er manchmal unsere Namen vergaß, strebten wir danach, ihm geistesverwandt zu sein. Das war 1963.

Jahre später hatte ich das Glück, von diesem Lehrer am Christianeum Kollege zu werden. Die einstige Bewunderung des Schülers für den Lehrer war ein Hindernis für den Kollegen, sich dem Kollegen ganz unbefangen zu nähern. So bliebt eine gewisse Distanz trotz der gegenseitigen Zuneigung. Die Neuerungen der Reformen im Schulbereich waren, von ihm unbemerkt, auch ins Christianeum gedrungen, doch er stand jenseits aller Auseinandersetzungen und Turbulenzen. Den Kopf etwas schief geneigt, das Büchlein in der Hand und sonst nichts, schritt er wie eh und je die langen Korridore entlang, ein vornehmer Mann, ein disziplinierter, ein wissender Mensch, voller Güte und Verständnis, seinen Partnern, den Schülern, entgegen.

Wir, Ihre Schüler, Herr Doktor Siebers, werden Sie nicht vergessen.

Günther Schäfer

JAMILA FINKLER

Am 2. Februar 1994 hätte Jamila Finkler ihren 18. Geburtstag gefeiert, wäre sie nicht am 4. Juli 1993 bei einem Verkehrsunfall in Japan tödlich verunglückt.

Jamila hat sehr lange gezögert, diese Reise anzutreten. Ihr Vater, der davor viele Jahre in den USA lebte und kaum Kontakt zu seiner Tochter pflegte, lud Jamila zu einem Wiedersehen in Japan ein – ein Wiedersehen für nur wenige Stunden.

Jamila verbrachte auch einige Lebensabschnitte in den USA, lebte aber nach der Trennung ihrer Eltern bei ihrer Mutter in Hamburg.

Jamila hatte die Hoffnung nie aufgegeben, daß ihr Vater sie wenigstens zeitweise zu sich in die USA holen würde.

Von Jamila ist uns ein sehr zwiespältiges Bild geblieben:

- einerseits zeigte sie sich selbstbewußt und selbständig, andererseits machte sie oft einen hilflosen und unsicheren Eindruck;
- einerseits lächelte Jamila offen und freundlich – oft auch verlegen, andererseits schlenderte sie mit trauriger Miene durch das Schulgebäude;
- einerseits übte sie bei Diskussionen einsichtig konstruktive Kritik, andererseits meldete Jamila „motzig und trotzig" (so die Worte einer Freundin) Protest gegen Inhalte und Unterrichtsmethoden an, die nicht ihren Vorstellungen entsprachen;
- einerseits lehnte sie das Christianeum und die „Bourgeoisie" des Hamburger Westens ab, andererseits besuchte sie das Christianeum seit der 5. Klasse und hat ihre Drohungen nie wahr gemacht, diese Schule zu verlassen.

Jamila hat die Schule nicht gewechselt, entfernte sich allerdings, in religiöse Träume versunken, in dem letzten Jahr immer weiter von uns Lehrerinnen und Lehrern und von unserem Unterricht; aber auch zu ihren bisherigen Freundinnen pflegte Jamila kaum noch Kontakt.

Wäre sie nach den Sommerferien überhaupt wiedergekommen, um hier die Vorstufe zu wiederholen?

Wäre sie nach einer Versetzung zu uns zurückgekehrt?

Es bleiben viele Fragen offen; unter anderem auch die Frage, ob Jamila, die an dieser Schule wie ein Fremdkörper wirkte und sich wohl auch häufig so empfand, von uns trotz aller Bemühungen unverstanden geblieben ist.

Iris Lindner

ABITURIENTENENTLASSUNG
am Freitag, dem 25. Juni 1993,
um 18.00 Uhr in der Aula

1. Brass Band, Ltg. Werner Achs
   Jazzman – Caravan
2. Ansprache des Schulleiters
3. Ansprachen der Abiturienten Tonio Ellermeyer, Petra Lange-Berndt und Franz Hennies
4. G. F. Händel: Orgelkonzert F-Dur op. 45
   Larghetto-Allegro, Alla Siciliana-Presto
   A-Orchester, Ltg. Maria Kaiser
   Jörg-Michael Grassau, Orgel
5. Begrüßungsworte der Jubliläumsabiturienten Dieter v. Specht und Prof. D. Dr. Ernst Dammann
6. Verleihung der Preise
7. Ausgabe der Zeugnisse
8. Darius Milhaud: Brazileira aus der Scaramouche für zwei Klaviere
   Martin Guhn, Tobias Dehne

– P a u s e –

20.30 Uhr
A-MOR et A-Chor
Liebeslieder von Barock bis Pop
A-Chor, Ltg. Dietmar Schünicke

Zum Abschluß: Geselliger Abend im Freien
(bei jedem Juni-Wetter)

ANSPRACHE DES SCHULLEITERS ULF ANDERSEN

Eure in vieler Hinsicht beachtliche und lesenswerte Abiturschrift enthält auch eine Chronologie Eurer letzten Tage als Schüler des Christianeums. Ein Ereignis habt Ihr freilich taktvoll verschwiegen: Wir Lehrer wurden naßgespritzt. Ich will nicht verhehlen – und Euch ist es natürlich nicht entgangen –, daß man dieses Vergnügen aus höchst unterschiedlichen Perspektiven bewerten kann, die irgendwie nicht in Übereinstimmung zu bringen sind: Für die Aktivitäten an der Wasserfront offensichtlich eine Art eruptiven Lebensglücks abseits der in neun Jahren festgetretenen Pfade schulischer Mühsal. Für Eure Lehrer ein Ärgernis, vermischt mit der Irritation, vielleicht in der letzten Zeit von einem mißverstandenen Bild von Reife und Partnerschaft ausgegangen zu sein. Für manche Mutter, die in verschämter Distanz zu diesem und jenem Wasserspielchen gesichtet wurde, aber sicher ein wohltuendes Anzeichen dafür, daß der Zustand naiver Kindlichkeit ihrer viel zu schnell Großgewordenen möglicherweise doch noch nicht so ganz und gar der Vergangenheit angehören könnte.

Ich frage mich, ob in all den Schabernack-Ritualen um den letzten Schultag – teils in phantasievoller Gemeinschaftsleistung zu originellen Glanzpunkten gebracht, teils und vereinzelt in peinliche Entgleisungen abgleitend – nicht unbewußt ein Aufbegehren dagegen steckt, mit diesem Schulabschluß gleichsam auch eine Lebensphase abschließen zu sollen, mit der der junge Mensch in Wirklichkeit noch gar nicht fertig ist.

Natürlich ist Eure Jugendzeit mit dem Abitur noch nicht beendet. Aber vielleicht wird Euch bewußt, daß der Euch bevorstehende Abschnitt angesichts der drohenden Vermassung und Entpersönlichung im Hochschulstudium dieser Tatsache weniger gerecht wird, als die Oberstufe, die Ihr gerade verlaßt. Dabei verschiebt sich die eigentliche „Reifeprüfung", wenn man darunter die gesellschaftlich akzeptierte Eintrittskarte in die Welt der Erwachsenen versteht, immer weiter nach hinten. Jugend als Lebensabschnitt, sofern er überhaupt noch meßbar ist, erscheint heute überlang und überdehnt.

Wächst damit auch die Bedeutung der Jugend als sozialer Gruppe, als Bewegerin und Unruhe, als Trägerin neuer Ideen, als Solidargemeinschaft innerhalb unserer Gesellschaft? Ich fürchte, das Gegenteil ist der Fall, und möchte das mit drei bedeutsamen Beobachtungen begründen:

1. Jugend als eigenständige Erlebniswelt ist dabei zu verblassen.
2. Trennlinien zur Welt der Erwachsenen sind kaum noch auszumachen.
3. Jugend wird vermarktet; sie ist zum bevorzugten Objekt kommerzieller Werbestrategien geworden.

Um mit dem letzteren zu beginnen: Kürzlich war in allen Wirtschaftsseiten die Feststellung zu lesen, die sechs Millionen junger Menschen zwischen 14 und 21 Jahren in Deutschland verfügten über eine Kaufkraft von 30 Milliarden Mark jährlich; entsprechend seien sie mehr als andere Gruppen ins Zielkreuz der Werbung gerückt. Dazu vom „Hamburger Abendblatt" befragt, bezifferte eine 18jährige Tini ihren monatlichen Bedarf an „Klamotten" mit 300 DM, während einem 22jährigen Stephan sein „modisches Outfit" bis zu 500 DM im Monat wert ist – wohlgemerkt nach einer repräsentativen

Umfrage unter Schülern und Auszubildenden zwischen Othmarschen und Wandsbek. Wie auch sollten sich Jugendliche der erdrückenden Umarmung durch unerbittliche Werbemacher entziehen? In einer Art beschleunigter Rotation von Geldbeschaffen (sprich: Jobben) und Geldausgeben scheinen Energie und Engagement für traditionelle jugendliche Betätigungsfelder auf der Strecke zu bleiben: etwa die aktive und verantwortungsbereite Mitgestaltung in Sportvereinen und Jugendgruppen, in kirchlichen, politischen und sozialen Organisationen oder die internationale Jugendbegegung aus eigener Initiative, nicht über kommerzielle Unternehmen. Übrigens wird dabei ein grotesker Widerspruch deutlich: Dieselbe Wirtschaft, die an die Qualifikation junger Menschen immer höhere Anforderungen stellt, die nur durch immer längere Ausbildungszeiten zu erfüllen sind, ist andererseits bemüht, sie möglichst früh zu unersättlichem Konsumverhalten und damit Geldverdienst zu stimulieren.

Damit zusammenhängend trägt die absatzorientierte Verherrlichung von Jugend als Wert an sich dazu bei, daß offenbar nur noch verschiedene Stadien von Jugendlich-Sein als erstrebenswert gelten. Betriebsunfälle, wie der Zusammenbruch eines US-Präsidenten im Rentenalter, der beim Mittags-Jogging publicitywirksam Jugendlichkeit zu demonstrieren hat, bestätigen die Regel. Soziologen registrieren kopfschüttelnd eine „Infantilisierung" der Erwachsenen. Umgekehrt verliert Jugendlichkeit als eigenständige Erlebniswelt in dem Maße an Eigendynamik, wie der Übergang zur Erwachsenenwelt von jungen Menschen nicht mehr als Hürde empfunden wird. Man könnte das Problem mit dem Soziologen Aldo Legnaro auf die Frage zuspitzen: „Wie wird man erwachsen in einer Gesellschaft, deren Erwachsene sich immer infantiler gebärden?" Jugendliche Lebensstile sind von der Stange zu haben: in Kleidung, Kultur, Sprache und Lebenshaltung. Dagegen muß der zornige Protest des 17jährigen Edgar Wibeau in Plenzdorfs „Die neuen Leiden des jungen W." ins Leere verhallen: „Es tötete mich fast gar nicht, wenn ich so einen fünfundzwanzigjährigen Knacker mit Jeans sah, die er sich über seine verfetteten Hüften gezwängt hatte und in der Taille zugeschnürt ... Jeans sind eine Einstellung und keine Hosen!"

Schon Platon bemängelte zu seiner Zeit Zeichen von Distanzlosigkeit zwischen Jungen und Älteren: „Der Lehrer fürchtet unter solchen Verhältnissen die Schüler und schmeichelt ihnen; die Schüler achten Lehrer und Erzieher gering. Überhaupt, die Jüngeren stellen sich den Älteren gleich und treten gegen sie auf, in Wort und Tat. Die Greise setzen sich zu den Jungen und sind freundlich und gefällig. Sie richten sich nach ihnen, damit man sie ja nicht für unliebenswürdig und herrisch hält."

Es geht also um die Frage: Wie soll man reifen in einer Gesellschaft, die am Ende gar kein Modellbild vom Erwachsenen-Sein mehr anzubieten hat?

Es mag paradox klingen, ausgerechnet Euch Abiturienten zu wünschen, immer noch an Grenzen zur Welt der Erwachsenen (oder der „Noch-Erwachsenen") zu stoßen, Euch reiben und Euch messen zu können. Erst der ständige Entscheidungszwang, eine vorgelebte ausgeprägte Lebensform und ein profiliertes Weltbild anzunehmen oder abzulehnen, verschafft Klarheit über den eigenen Lebensentwurf. Der Mangel an unmißverständlicher Herausforderung mag vordergründig bequem sein – auf lange Sicht wird er nur

Unsicherheit erzeugen. Das Verschwinden erklärter Vorbilder und annehmbarer Leitbilder unter heutigen Jugendlichen muß den Älteren zu denken geben.

Indem andererseits das Jugendalter von einem Lebensstil in Anspruch genommen wird, der vor kurzem noch der Erwachsenenwelt vorbehalten war, wendet sich das allgemeine Lebensgefühl immer mehr einer Gesellschaft zu, in der ungehemmter Lebensgenuß und Geldausgeben als höchstes Glück erlebt werden. Das „me-feeling" mit allen häßlichen Begleiterscheinungen von Egoismus wird vorgelebt. Typischer jugendlicher Zwitter solcher Verschmelzung ist nach meinem Eindruck der „Yuppie". Ich zähle dazu auch eine besondere Spezies von Jungpolitikern, die zunehmend unsere politische Bühne bevölkern: nicht etwa früh vollendet, sondern immer schon fertig; nie sich irrend, sondern immer auf der Höhe geläufiger Strömungen.

Goethe stellte in seinen Altersgesprächen mit Eckermann fest: „Wenn einer im 20. Jahr nicht jung ist, wie soll er es im 40. sein?" In den siebziger Jahren war vielfach die Abwandlung zu hören: „Wer mit Zwanzig nicht marxistisch denkt, hat kein Herz; wer es mit Vierzig immer noch tut, hat keinen Verstand." Es war die Zeit rigoroser Abgrenzung von der Elterngeneration. Die Parole: „Trau keinem über 30!" kannte kein Pardon; vom damals verbreiteten „revolutionären Standpunkt" aus gesehen, herrschte jenseits dieser Barriere hoffnungslos rückständiges Bewußtsein. Ich hätte diesen Satz allerdings gern ergänzt in „Trau keinem über 30, der sich bei Euch im Schafspelz des 19jährigen anbiedern möchte."

Jugend ist eine Welt, in die es in Wahrheit kein Zurück gibt für jeden, der ihr im besten Sinne entwachsen ist. Eltern wie Lehrer und wer immer sonst sich als ständiges Gegenüber von Jugendlichen herausgefordert sieht, sollten ihre Rolle verantwortungsvoll annehmen. In dieser Auseinandersetzung muß die junge Generation ihre Chance wahrnehmen, eine eigene Kultur zu entwikkeln. Es ist doch widersinnig, daß heute nur noch in desolaten Randzonen unserer Gesellschaft eigene Formen von Jugendkultur zu sprießen scheinen, allerdings in ungesunden Deformationen, wie die der Punks, Skins und ähnlichen.

Ihr habt einen Anspruch auf eine eigene Phase des Nichtkonventionellen, des Sich-Erprobens und Sich-Irrens, auf eine Zeit der Selbstfindung, der Orientierung und der Vorbereitung. Unter diesem Aspekt sehe ich persönlich auch die Frage der Beibehaltung oder Abschaffung des 13. Schuljahres. Das antike Wort „schola" bedeutet bekanntlich „schöpferische Muße", „Ruhe", „Innehalten".

Ich wünsche Euch für die nächsten Jahre: Laßt Euch nicht vereinnahmen, laßt Euch nicht einseifen, laßt Euch nicht zurechtbiegen; bleibt unangepaßt, selbstbewußt und unbequem.

Jugendlichkeit ist nicht allein der Freudentanz eines letzten Schultages. Sie ist Herausforderung und Chance. Diese zu nutzen und aus ihr die Kraft und Orientierung zu einem eigenen, unverwechselbaren Lebensentwurf zu beziehen, ist der Reifeprozeß, den wir jedem von Euch wünschen, wenn Ihr gleich das Reifezeugnis ausgehändigt bekommen werdet.

Herzlichen Glückwunsch und Euch allen viel Erfolg!

ANSPRACHE DES ABITURIENTEN TONIO ELLERMEYER

Liebe Festgemeinde!

Vor 20 Jahren machten am Christianeum Schüler Abitur, die sich von uns deutlich unterschieden. Sie gehörten zu einer Jugend, die schon alleine mit einem eigenen Äußeren ihren Vorstellungen und ihrem Anspruch an sich und ihre Umwelt Nach- und Ausdruck verlieh. In harten Auseinandersetzungen mit Eltern und Lehrern ertrotzten sie sich die uns heute selbstverständlichen Möglichkeiten der Schülermitverwaltung und verschafften sich nicht nur über Schülerzeitungen Gehör auch für ihre politischen Positionen. Wir wollen sie die 72er nennen und meinen damit die „Schülerversion" der 68er, jener 68er, die mit ihren Forderungen und Ideen in der Bundesrepublik einen gesellschaftlichen Wandel ungeahnten Ausmaßes hervorgerufen haben.

Diese Schüler setzten ihre Mündigkeit ein, um sich und folgenden Generationen Selbstbestimmung nicht zuletzt in der Schule zu ermöglichen.

Wie steht es heute, ca. zwei Dezennien später, um Lehrer- und Schülerverhalten?

Einige Beispiele:

Das Interesse der Schülerschaft an ihrer Schülerzeitung ist verschwindend gering. Sie wird zwar gekauft und konsumiert, in einen Dialog mit ihr treten aber nur ein Prozent aller Schüler und nicht einmal ein halbes Prozent der Lehrer. So hat sie ihre Funktion als Plattform für öffentliches und politisches Engagement verloren.

Vom Angebot der Schülermitverwaltung nutzen die Schüler nur den Süßigkeitenverkauf freiwillig; politische Veranstaltungen wie Diskussionsrunden erfreuen sich regelmäßigen Desinteresses.

Das Eltern-Lehrer-Schüler-Seminar wäre dieses Jahr fast ebenfalls an nicht vorhandenem Interesse gescheitert, diesmal von Seiten der Lehrer.

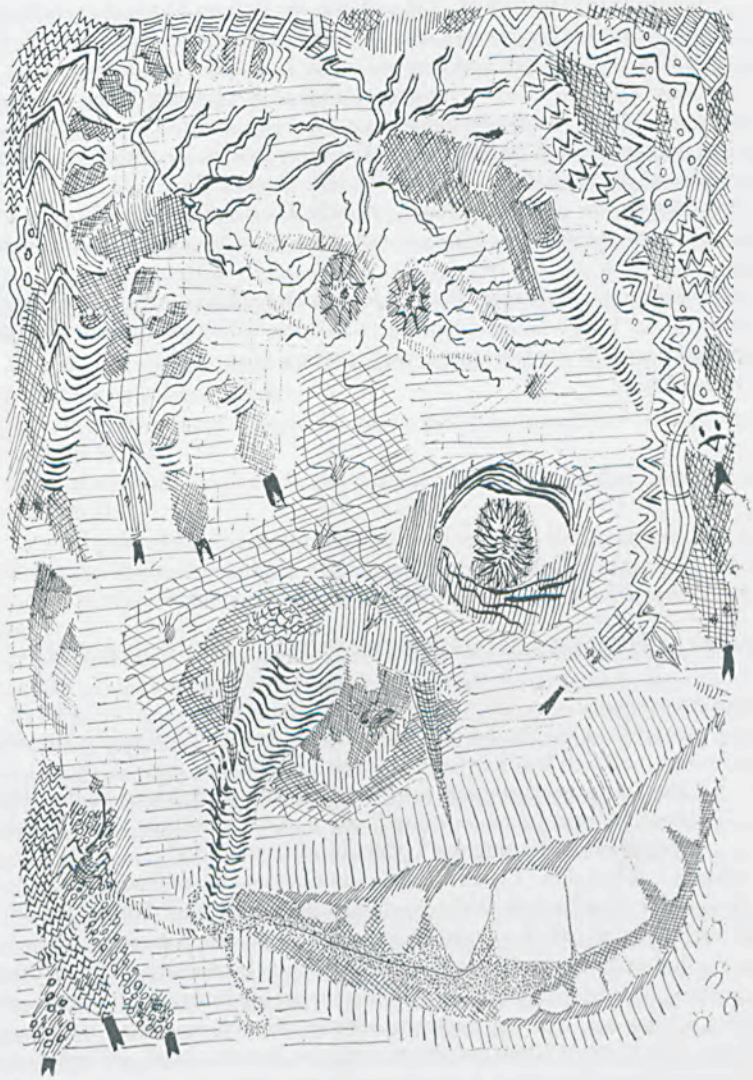
Aber auch gelungene Aktivitäten wie z. B. die Projektwoche hatten in der Vorbereitung mit allgemeinem Motivationsmagel schwer zu kämpfen.

Wir wollen und können natürlich nicht den Anspruch erheben, mit den aufgeführten Beispielen die Grundlage für eine fundierte Bestandsaufnahme zu liefern. Sind sie doch, so wie von uns dargestellt, Ausdruck subjektiver Eindrücke, deren Repräsentativität dahingestellt sein mag. Ein Wandel hat aber unbestreitbar stattgefunden. In unserer Situation sollte man deshalb nicht vorgeben, das offensichtlich Verlorengegangene noch zu besitzen, sondern auf die Wirklichkeit des Jetzt sehen.

Leben wir in einer Postmündigkeit?

Mündigkeit – haben wir den Begriff seines Inhaltes entleert und wie eine Maske aufgestzt? Nennen wir uns mündig und lehnen doch ab, mündig zu sein? Wissen wir, was es bedeutet, den eigenen Verstand unausgesetzt anzustrengen, um die Würde jedes einzelnen Menschen zu wahren, oder schützen wir heute nur die jeweils eigene? Wissen wir, wo unsere Freiheit aufhört und die des Nächsten beginnt? Oder verkommt die Freiheit des Einzelnen in der Gemeinschaft zur Freiheit des Einzelnen für sich?

Wir haben diese Sätze als Fragen formuliert, um nicht diejenigen zu verletzen, die uns in den letzten neun Jahren gezeigt haben, wie ernst es ihnen mit dem Wert der Mündigkeit ist. Ihnen, den Lehrern, Eltern und Mitschülern,



deren Ziel und Wunsch es war, uns heute nicht ohne diesen Wert gehen zu sehen, gilt unser Dank. Aber um gerade diesen Menschen gerecht zu werden, müssen wir die Frage, ob wir in Postmündigkeit leben, bejahen.

Was meine wir mit Postmündigkeit?

In seinem Buch „Risikogesellschaft" definiert Ulrich Beck:

„Post' ist das Codewort für Ratlosigkeit, die sich im Modischen verfängt. Es deutet auf ein Darüberhinaus, das es nicht benennen kann, und verbleibt in den Inhalten, die es nennt und negiert, in der Erstarrung des Bekannten."

Die einst von den 72ern errungene Mündigkeit ist heute keine verinnerlichte mehr. Ihre Ausdrucksformen und Inhalte werden wie Fachwissen gelernt und gehören als Scheinmündigkeit zum Repertoire einer Generation, die nicht auf die Aura des Gebildetseins verzichten will.

Postmündigkeit ist der Zustand, in dem Mündigkeit sich überlebt hat, Selbstverantwortung und Engagement zum Anachronismus verkommen sind.

Aber hoffen wir, daß unser Pessimismus doch mehr einer Realitätsferne der Schule als der Wirklichkeit entspringt, daß doch Verantwortungsbewußtsein und nicht nur DM die Stärke unserer Generation ist.

Vielen Dank!

ANSPRACHE DER ABITURIENTIN PETRA LANGE-BERNDT

Liebe Anwesende,

die menschliche Reife, die wir heute durch das Abitur-Zeugnis bestätigt bekommen, soll sich laut Lexikon dadurch auszeichnen, daß

> „die Suche nach allgemeinen Lebensidealen und -zielen in der Regel abgeschlossen ist und an ihre Stelle nun die Erfüllung einer Aufgabe bzw. die Bewältigung der Lebensanforderung tritt".

Aber wie sehen diese Lebensideale und -ziele im allgemeinen aus?

In unserer Gesellschaft fehlen verbindliche Regeln und Werte. Tradition und auch zunehmend Institutionen wie z. B. die Schule, haben ihren prägenden Einfluß verloren. So kommt es, daß jeder einzelne für sich selbst definiert, was richtig oder falsch ist. Allerdings entsteht auf die Dauer der Eindruck, daß richtig all das sei, was am meisten Gewinn für den einzelnen zu bringen scheint. Die Gemeinschaft, in die er eingebunden ist, wird oft außer acht gelassen. Dieses Verhalten kann dazu führen, daß wir uns nur mit dem beschäftigen, was unseren Lebensstil und unsere Interessen nicht in Frage stellt oder angreift. Fatal an dieser Einstellung ist sicher, daß solch ein engstirniges und konfliktscheues Verhalten den Blick für andere politische Haltungen, andere Auffassungen oder andere Probleme verstellt und der abgeschirmte Bereich, in dem man sich bewegt, als *die* Realität angesehen wird.

Ich denke, viele scheinen – besonders in den Elbvororten – geradezu im eigenen Saft zu schmoren, die eigenen Erfahrungen in Bezug auf anderes fehlen oft völlig.

Man könnte sogar soweit gehen, daß auch die eigene Identitätsfindung über Klischees bzw. die Meinung anderer geschieht und Erfahrungen, die den vorgegebenen Bereich nicht unbedingt betreffen, nicht angestrebt werden.

Dieses Verhalten endet darin, daß es bereits normal ist, im Unterricht Meinungen zu vertreten, die mit der Person des jeweiligen Schülers und seinen Handlungen nichts mehr gemeinsam haben.

So konnte man vor zwei Jahren bei dem alljährlichen Wahlspektakel der Schülervertretung Erstaunliches beobachten: Während der Podiumsdiskussion waren etwa zwei Drittel meines Semesters auf der Bühne anzutreffen. Nach verlorener Wahl ließen sich im Laufe eines ganzen Jahres ein bis zwei Mitschüler mit konkreten Ideen bei der gewählten SV blicken. Im folgenden Jahr hatte das damalige 1. Semester dann sogar ernsthafte Probleme, außer dem semestereigenen Kollektiv noch ernstzunehmende Konkurrenz zu finden.

Das soziale Desinteresse trotz andersartiger Äußerungen während des Unterrichts ist offensichtlich.

Warum existiert zum Beispiel keine Amnesty-International-Gruppe mehr an unserer Schule?

Oder was ist aus dem Projekt geworden, welches sich mit Bosnienflüchtlingen befaßte?

Es wird schnell klar, daß die Selbstdarstellung und Präsentation der eigenen Person sowie der äußere Eindruck, den der Schüler hinterläßt, vielen Lehrern wichtiger zu sein scheint, als das, was hinter der Fassade stecken kann.

Die schulischen Leistungen stehen oft so sehr im Vordergrund, daß die soziale Entwicklung und Betreuung seitens der Lehrer vernachlässigt wird.

Es ist wohl leicht nachzuvollziehen, daß die Lehrer, die einen Schüler neun Jahre lang begleiten, nicht nur an seiner geistigen, sondern auch an seiner sozialen Erziehung teilhaben.

Sie sollten dementsprechend nicht nur an der Vermittlung des Lehrstoffes, sondern auch an uns Schülern interessiert sein. Leider sieht es teilweise so aus, daß das Interesse am Schüler dort aufhört, wo der offizielle Schulunterricht endet.

Offensichtlich wird Konflikten so oft es geht ausgewichen, egal ob es sich darum handelt, sich für einen Schüler einzusetzen, auch wenn darunter der Beliebtheitsgrad beim Kollegen „X“ oder gar beim Schulleiter leiden könnte. Oder wenn es um die Konfrontation mit aufsässigen, unangepaßten Schülern oder im besten Sinne des Wortes Störenfrieden geht. Oft werden sie als „unbelehrbar“ angesehen, viel zu selten wird der persönliche Kontakt gesucht, auch wenn dieses sicherlich mit einigem Aufwand verbunden sein würde.

Hier muß man sich wirklich fragen, wie konfliktfreudig ein angepaßter Lehrer überhaupt sein kann.

Es muß bei einigen eine unüberwindbare Kluft entstanden sein, da vielen Lehrern ein aktueller Bezug zur jeweiligen Jugend und ihren besonderen kulturellen Ausprägungen zu fehlen scheint.

Sicher spielt hier das Alter und die damit verbundenen Generationsprobleme eine große Rolle und es kann nicht verwundern, wenn bei nachlassender Belastbarkeit schneller Toleranzgrenzen ausgereizt sind. Wer hat schon Lust, die erworbene Behäbigkeit und den unanstrengenden Alltagstrott durch Neuerungen stören zu lassen? Oft macht sich gerade hier ein Zynismus breit, der wohl Resignation verbergen soll. Abfällige, nicht gerechtfertigte Urteile über Schüler ließen sich genügend aufzählen.

Was an unserer Schule dringend gebraucht wird, sind junge Lehrer, die mit neuen Methoden und auch viel Phantasie den älteren neue Impulse geben können. Es reicht nicht, von Jugenderinnerungen oder Erfahrungen mit den eigenen Kindern auszugehen und so von einem kleinen, vielleicht sogar völlig überholten Einzelausschnitt auf ein komplexes Ganzes schließen zu wollen.

Das, was wir Jugend nennen, ist ständig Trendänderungen und Bewegungen ausgesetzt.

Deshalb muß von jedem, der sich mit ihr beschäftigt, ein hohes Maß von Interesse und Flexibilität erwartet werden, um auf dem neusten Stand zu bleiben.

Dieser Kontakt zur Jugend ist auch deshalb so wichtig, da Lehrer schon eine gewisse Vorbildfunktion einnehmen, obwohl sie weder die Rolle der Eltern übernehmen noch Befehle erteilen sollten. Aber das, was sie vorleben, prägt uns auf jeden Fall. Ein Beispiel wäre, daß es nichts Neues ist, daß an dieser Schule das politische Engagement bei der Schülerschaft kaum oder nur vereinzelt vorhanden ist, von vielen Lehrern aber auch keine Impulse ausgehen. Vereinzelt Engagierte stellen leider die Ausnahme dar.

Eine gewisse Trägheit seitens der Lehrer war auch gut daran zu erkennen, daß es bei einer Lehrerschaft von 60–70 Personen nur gerade elf es schafften, an einem von dem 4. Semester organisierten Lehrerausflug teilzunehmen, der an einem Freitagnachmittag stattfand. Hier ist die Karikatur eines abgeschlafften Lehrers sicher zutreffend, die von Schülern im Lehrergang aufgehängt wurde, weil das Eltern-Lehrer-Schüler-Seminar wegen zu geringer Beteiligung seitens der Lehrer zu platzen drohte.

Natürlich will ich nicht die Lehrerschaft für unsere gesamte Erziehung verantwortlich machen – auf jeden Fall sind es die Eltern, die die Grundlagen liefern.

Es ist ferner nicht von der Hand zu weisen, daß an unserer Schule ein recht mildes Klima herrscht.

Allerdings gehen viele Lehrer aufgrund der sozialen Stellung dieser Schule davon aus, daß sie relativ pflegeleichte Kinder und Jugendliche zu betreuen haben. Vielleicht sollten sich unsere Lehrer des öfteren vor Augen halten, wie ihr Arbeitsrhythmus wohl an einer Schule in einem sozial schwachen Gebiet mit entsprechend problembeladenen Kindern aussehen würde.

Abschließend wäre zu sagen, daß es nicht ausreicht, nur das Verhalten der Schüler zu kritisieren. Es ist wichtig, daß sowohl Eltern als auch Lehrer ihr eigenes Handeln hinterfragen. Gerade der Beruf des Pädagogen sollte sich durch psychologisches Geschick und soziale Schulung und nicht nur durch Fachwissen auszeichnen!

Um das soziale Verhalten der Schüler zu fördern, wäre es sogar angebracht, durch ein spezielles Fach oder durch entsprechende Projekte die Wichtigkeit diese Themas in den Vordergrund zu stellen.

Was wir brauchen sind nicht nur Schüler, sondern auch Lehrer mit Kopf und Herz.

Ich bedanke mich für Ihre Aufmerksamkeit.

ANSPRACHE DES JUBILÄUMSABITURIENTEN PROF. D. DR. ERNST DAMMANN, *DER DAS ABITUR VOR 70 JAHREN BESTANDEN HAT*

Herr Oberstudiendirektor, meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Abiturienten!

Ich bin vielleicht der älteste unter Ihnen. Mein Jahrgang ist 1904, 1914 kam ich in die Sexta, und 1923 machte ich Abitur.

Ich gehöre also noch zu der Generation, die sogar Kaiser Wilhelm gesehen hat, als er im Sommer 1914 die Gartenbauausstellung in Altona besuchte und unser Christianeum in der Palmaille Spalier bildete. Es gibt vielleicht manche, die mich nun infolgedessen in die Prähistorie, vielleicht sogar in die Fossilienzeit zurückversetzen. Das werde ich ertragen, und ich bitte, es dann auch zu ertragen, wenn ich aus dieser Zeit heraus das eine oder andere sage, das gar nicht mehr so modern ist. Jedenfalls kann ich nicht mehr in das Kleid und das Gehabe eines 19jährigen zurückkehren, sondern ich bin nun mal in einer anderen Altersklasse.

Warum ich hier stehe, ist dieses: Daß ich einen Dank abstatten möchte für all das, was ich in neun Jahren im Christianeum gelernt habe. Es war eine Schule, in der wir verhältnismäßig hart 'rangenommen wurden; ich glaube, daß dieser jambische Trimeter

ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται

lautet:

„Der nicht geforderte Mensch wird nicht erzogen", dabei habe ich das Wort „δαρεὶς" freundlicher übersetzt; wörtlich heißt es mehr: „Der nicht Geschundene/Geschlagene wird nicht erzogen." Geprügelt wurde noch ein bißchen auf der Schule, allerdings nur bis Tertia einschließlich; darüber waren schon Menschenrechte eingekehrt, wie es an der dänischen Schule nicht üblich war. Wir wurden hart aufgenommen, aber das Wort „Streß" kannten wir noch nicht; das habe ich erst kennengelernt, als ich in Marburg zwischen 1968 und 1972 Professor war. Damals wurde es sogar zum Modewort der jungen Leute. Aber darüber will ich nicht reden. Ich soll kurz sprechen, der Herr Oberstudiendirektor hat es als Wunsch geäußert, und so ein alter Christianeer – nicht wahr? – der fühlt sich verpflichtet, dem Wunsch des Gymnasialdirektors nachzukommen.

Ich spreche also von Dankbarkeit: Es war nicht mehr soviel, wie früher einmal zu Klopstocks Zeiten in Schulpforta gelehrt wurde. Heute brauche ich mitunter ein Lexikon, um nachzusehen, was Klopstock alles geläufig war und was ihm in seine Dichtung hineinfloß. Soviel haben wir nicht gelernt. Aber es hat doch gelangt, daß ich in meinem Leben und in meinem Beruf als Theologe, als Philologe und als Linguist viel von dem benutzt habe, was ich bei den Lehrern gelernt habe, die mich in die Sprachen eingeführt haben.

Und das ist der Grund, warum ich heute hier spreche: In diesem Jahr erscheint ein Buch von mir in einer Reihe von Büchern, die von der Göttinger Akademie der Wissenschaften herausgegeben werden und die in Deutschland befindlichen Orientalischen Handschriften behandeln und beschreiben. Ich habe afrikanische Handschriften beschrieben. Der erste Band erscheint demnächst hauptsächlich mit Kisuaheli-Handschriften; er enthält 684 Einzeltitel, in denen ich versuche, den Inhalt kurz anzugeben. Und ich dachte, daß dieses Buch – vielleicht das letzte in meinem Leben – gewidmet werden soll zweien meiner alten verehrten Lehrer:

Prof. Dr. Hermann Kuhlmann, „Knödel" genannt, und
Prof. Otto Harz, „Leier" genannt.

Kuhlmann war mein Religions- und Hebräischlehrer, Harz Latein- und Griechischlehrer. Kuhlmann verdanke ich eine ausführliche und gründliche Einführung ins Hebräische – es wurde im übrigen vor Schulanfang zwei Stunden in der Woche gegeben – und ich habe das, was ich gelernt habe in Methode und Ergebnis, gern benutzt, als ich in den Jahren 1927–1930 fünf Semester Hebräisch in Kiel zu geben hatte. Und später habe ich – besonders in den afrikanischen Studien und Arbeiten – häufig an das zurückgedacht, was uns Otto Harz im klassischen Unterricht vermittelt hat, wobei es nicht nur auf Übersetzung ankam, sondern wo sein Blick uns auch zuweilen in die Weiten der sprachlichen Verständlichkeit hineinführte.

Diesen beiden Lehrern, mit denen ich im übrigen bis an deren Lebensende verbunden geblieben bin, widme ich dieses Buch in herzlicher Dankbarkeit dafür, daß sie eine solide Grundlage für mich gelegt haben in sprachlicher Beziehung und daß sie meine sprachlichen Interessen erweitert und gefördert haben.

Jetzt noch ein Blick in die Zukunft:

Wenn ich an die Zukunft denke, dann fällt mir ein Wort ein, das – so glaube ich – seit dem Jahre 1738 an der Schule geschrieben stand: „in fine laus". Das ist einmal übersetzt worden: „Am Ende die Bewährung". Ich weiß nicht, ich finde das Wort „Bewährung" etwas mager dafür; aber immerhin es ist wichtig und richtig, und das wünsche ich Ihnen nun, liebe Abiturienten, daß Sie auch etwas erfahren in Ihrem Leben an Bewährung dessen, was Sie gelernt haben hier auf der Schule.

Und wenn ich hier eine Vision habe, dann wäre es die, daß in 70 Jahren jemand von Ihnen auch hier an dieser Stelle steht, nicht mehr so wie die rosenfingerige Eos in jugendlicher Frische oder wie ein liebreicher Adonis, sondern in der Gestalt einer verehrungswürdigen Matrone oder vielleicht auch in der Gestalt eines seriösen älteren Herren. Mindestens aber dann, nach überstandener und in jugendlichen Jahren geäußerter Kritik, mit dem Gefühl der Dankbarkeit für das, was hier gelernt wurde und was sich im Leben bewährt

hat. „In fine laus" – ich möchte das Wort „laus" noch ein klein wenig anders interpretieren: „Laus", das weiß ja jeder Lateiner, heißt „Lob", und ich meine, daß der Gründer unseres Christianeums, unser damaliger Landesherr, zu dem ja damals Altona als selbständige Stadt gehörte, der dänische König Christian VI – im übrigen auch frommer Pietist – bei dem Wort „laus" auch noch höher gedacht hat als über die menschliche Bedeutung hinaus. Ich meine, der hat an den Gott gedacht, der über allem steht, und hat gehofft, daß in der Schule selbstverständlich neben menschlicher Bewährung das Lob zu stehen hat, das unserem Gott gebührt.

Und ich wünsche Ihnen, liebe Abiturienten, daß Sie am Ende – nicht erst am Ende des Lebens – auch dazu kommen, neben der Bewährung mit einzustimmen in die Laudes Dei, was ein Genitivus obiectivus und nicht ein Genitivus subiectivus ist. Es heißt also: in die Laudes, die dem Gott gebühren, an dessen Segen alles gelegen ist.

Dies sagt Ihnen heute ein alter Christianer, und dafür danke ich Ihnen.

ANSPRACHE ZUR VERLEIHUNG DES ORNITHES-PREISES

Liebe Abiturienten, liebe Abiturientengäste!

Wieder fällt mir als ehemaligem Griechischlehrer dieser Schule die schöne Aufgabe zu, den „Ornithes-Preis" zu übergeben, den die Vereinigung ehemaliger Christaneer im Jubiläumsjahr 1988 gestiftet hat. Benannt nach der glanzvollen Aufführung der „Vögel", der Ὄρνιθες des Aristophanes, die der Griechisch-Leistungskurs des Abiturientenjahrganges 1986 mit eigener Übersetzung und Vertonung des griechischen Textes hier auf die Aulabühne gebracht hat, wird dieser Preis für die beste Leistung auf dem Gebiet der Alten Sprachen vergeben.

Natürlich sollte der Preis auch auf die bedrohliche Lage hinweisen, in die die Alten Sprachen und besonders das Griechische in fast allen europäischen humanistischen Schulen und auch im Christianeum geraten sind. In den vergangenen Jahren konnte deren Zukunft nicht düster genug gezeichnet werden. Heute gibt es die ersten Anzeichen für neue Hoffnung auf eine bescheidene Renaissance. In Polen, in Rußland, in den baltischen Staaten ist der Versuch, in einigen Städten Latein und Griechisch für die Schulen zurückzugewinnen, nicht ohne Erfolg geblieben, viel stärker ist diese Tendenz in den Schulen der neuen Bundesländer. In Schulpforte bei Naumburg an der Saale, meiner alten Internatsschule, belegen über 60 Schüler in den Klassen 9–12 das Fach Griechisch, im diesjährigen Abitur erhielten die ersten sechs Schüler wieder das Graecum.

Weitere kleine Zeichen der Hoffnung sind zu nennen: In elf europäischen Ländern haben sich Lehrer der Alten Sprachen unter englischem Präsidium zu einer „Euroclassica" zusammengeschlossen. In Hamburg werden Eltern in

einem „Arbeitskreis altsprachlicher Gymnasien" aktiv. Und im Christianeum trifft sich seit einigen Monaten noch in aller Verborgenheit ein kleiner Kreis von Ehemaligen, der gern größer werden möchte, Arzt, Apotheker, Juristen und natürlich auch Lehrer, um – obwohl des Griechischen seit längerem entwöhnt – wieder griechische Texte zu lesen: ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ λόγος. Jetzt wird also unser Tun publik, man merke sich: Wir tagen an jedem ersten Mittwoch im Monat um 20 Uhr in der Bibliothek!

Alle diese Bemühungen gehen nicht darauf aus, verwelkende Orchideenfächer in der Schule am Leben zu erhalten, sie werden in der Überzeugung unternommen, daß uns ein Stück deutscher Geistesgeschichte unwiederbringlich entgleitet, wenn nicht wieder eine Zahl des Griechischen kundiger Interpreten in der Schule heranwächst.

Nun habe ich die Freude, einer solchen Interpretin den „Ornithes-Preis" mit herzlichem Glückwunsch zu überreichen.

Es erhält ihn: Claudia Miller

Ihre Bücherwünsche umspannen einen großen Bogen. Er reicht von den griechischen Liedern der Sappho über die symbolistische Lyrik des jungen Rimbaud bis zu Morgensterns Galgenliedern.

Hans Reimer Kuckuck
rect. Christ. em.

PREISE

vom Verein der Freunde des Christianeums für die besten Zeugnisse:

Jörg-Michael Grassau
Hilke Schmidt
Maren Soehring

für hervorragende Leistungen in den musischen Fächern (Gustav-Lange-Preis):

Björn Kloos
Franz Hennies

von der Vereinigung ehemaliger Christianeer für hervorragende Leistungen in den Alten Sprachen (Ornithes-Preis):

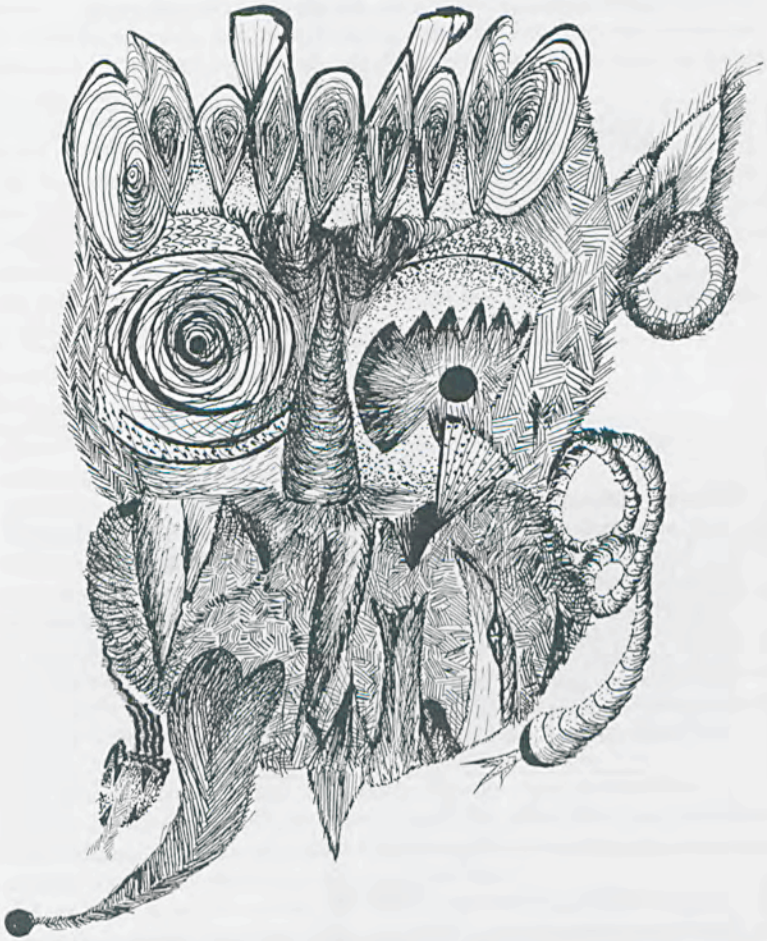
Claudia Miller

von der Fachgruppe Chemie für hervorragende Leistungen in der Chemie:

Maren Soehring

DAS ABITUR BESTANDEN AM CHRISTIANEUM 1993:

Andersen, Hanno
Andreae, Siri
Attimonelli, Alexander
Backerra, Frederik
Bahde, Jo
Beckmann, Tobias
Behrendt, Tim
Behrens, Patrick
Blank, Alexandra
Breckwoldt, Tom
Bremer, Arne
v. Buddenbrock, Camilla
Cramer, Christian
Dammann, Clas
Deu, Ariane
Dobberstein, Marcel
Drespe, Tibbeke
Ellermeyer, Tonio
von Enden, Jan-Christian
Evers, Malte
Evers, Marcel
Fahrenholtz, Philipp
Fein, Thomas
Feklist, Alexandra
Fietze, Sebastian
Fläschner, Benjamin
Gänßbauer, Katharina
Ganssauge, Verena
Gelberg, Tom-Philipp
Gerhard, Anna
Godefroid, Miriam
Goertz, Andreas
de Grahl, Clemens
Grassau, Jörg-Michael
Grell, Thomas
Guhn, Martin
Hansen, Eike Martin
Hantke, Till Alexander
Hellmund-Puchmüller, Felecetas
Hennies, Franz
Herfurth, Lorenz
Höft, Maike
Hofmann, Christine
Ihlenfeld, Maresa
Illies, Christopher
Jansen, Justus
Jürgensen, Maike
Kappet, Clivia
Katzer, Tobias
Kleeberg, Bettina
Kloos, Björn
Knick, Urte
Kraehe, Felicitas
Krautheim, Iris
Krautheim, Mareike
Lam, Honsum
Lange, Hinrich
Lange-Berndt, Petra
Lemberg, Stephanie
Lindhorst, Henning
Lindhorst, Hermann
Mandelkow, Jantina
von Maydell, Alexander
Metzler, Johannes
Miller, Claudia
Otto, Janina
Pachmann, Ralf
Petersen, Moritz
v. Preuschen-Sachau, Henriette
Rau, Volker
Reimann, Philipp
Sandvoss, Valeska
Schmidt, Hilke
Schmidt-Haym, Sandra-Valeska
Schmitt, Friederike
Schnoor, Isabel
Scholz-Jordan, Birthe
Seiffert, Christian
Siemssen, Björn
Soehring, Maren
Steinbach, Anna
Steinbrecher, Sebastian
Stoltz, Veronika
Strauß, Jan Philipp
Stuhlmann, Philip
Thieme, Christian
Thieme, Daniel
Trams, Kai
Winking, Johanna
Winter, Gunnar
Wulff, Julia
Zimmermann, Sebastian
Zschaler, Alexander



Der Elternrat lädt ein zum

4. ELTERN-LEHRER-SCHÜLER-SEMINAR IM CHRISTIANEUM

am 11. Septemer 1993 in den Räumen des Christianeums

MOTTO: WIE GEHEN WIE MITEINANDER UM?

Themenbereiche:

1. Erziehung – Benehmen – Rücksicht
2. Gewalt
3. Alltag in der Schule
4. Engagement

Ablauf

10.00 Begrüßung (Ulf Andersen/Klaus Ahrens)
anschließend Bildung von kleinen Gruppen zu den einzelnen Themenbereichen nach Anmeldung
10.30 Gruppenarbeit
13.00 Mittagessen im MIC
14.00 Fortsetzung der Gruppenarbeit
15.30 Kaffeepause
16.00 Fortsetzung der Gruppenarbeit
18.00 Präsentation der Gruppenergebnisse
anschließend Ausklang bei Brot, Käse und Wein

Achtung

Zur Einstimmung auf das Seminar wird am 10. September, also am Vorabend, in der Aula des Christianeums um 19.30 Uhr eine Veranstaltung mit Roswitha Stratmann und Stephan Bußkamp stattfinden. Beide arbeiten am Psychologischen Institut II der Universität Hamburg und sind Mitglieder des Arbeitskreises für Kommunikation und Klärungshilfe unter der Leitung von Prof. Schulz von Thun.

Das Thema lautet:

HINTER DEN KULISSEN DES GESPRÄCHS –
Psychologie der zwischenmenschlichen Kommunikation

4. ELTERN-LEHRER-SCHÜLER-SEMINAR

Der nebenstehenden Einladung folgten 120 Eltern, 40 Lehrer, 53 Schüler, zusammen 213 Personen, die sich auf 12 Arbeitskreise verteilten.

Die Veranstaltung am Vorabend war so gut besucht, daß der Musiksaal die Menge kaum faßte; trotz der verbrauchten Luft kam bald eine freundliche und angeregte Stimmung auf, da die beiden Vortragenden, frei wechselnd agierend, die Einführung eines einfachen Schemas menschlicher Kommunikationsantriebe mit plastischen Beispielen und gelegentlicher Aktivierung des Publikums verbanden.

Das Seminar lief dem Programm entsprechend ab. Besonderen Dank verdienen der vom Elternrat angeregte Arbeitskreis, der das Programm entwikkelte und die Einladung ausgehen ließ, die Projektgruppe „Griechenland-Reise", die das Mittagessen, und ein Kreis von Müttern, der das Büfett am Abend richtete. Um 21.00 Uhr verließen die letzten Teilnehmer das Gebäude.

In den Arbeitskreisen wurde Protokoll geführt. Aus einigen Ausarbeitungen stammen die folgenden Zitate:

Themenberich 1 „*Erziehung – Benehmen – Rücksicht*"
(99 Teilnehmer in sechs Arbeitskreisen)

- Einerseits: „Flegeljahre" gab es immer schon und sind notwendige Abnabelungsphase von den Autoritäten.

  Andererseits: Pädagogen in unserer Gruppe berichten von ihrer Erfahrung, daß in den letzten Jahren die Arbeit schon in Kindergarten und Grundschule zunehmend schwieriger wird – Rücksichtslosigkeit, Egoismus und Gewalt; die Ellbogengesellschaft triumphiert. Trotz Freizeit wie nie vorher: die Eltern haben keine Zeit, die Kinder haben keine Zeit.

  Erziehung gegen den heimlichen Miterzieher kann nur eine Chance im Miteinander haben: *Konsens* über Erziehungsziele und Etablierung von *Spielregeln* – durch bessere Kommunikation: häufigere Treffen von Eltern/Schüler/Lehrern einer Klasse, mehr Austausch der Lehrer; bei Regelverstößen: konsequente und schnelle Reaktionen der Lehrer.
- Der Maxime eines Vaters, Erziehung bedeute zunächst anleiten, dann begleiten und schließlich entlassen, stand der selbstkritische Rückblick einer Mutter entgegen: die alten Erziehungsfehler mache sie nicht noch einmal, stattdessen wohl aber immer wieder neue!

  Das Ideal einer Erzeihung zur mündigen Selbständigkeit wirkte auf einige Teilnehmer angesichts des immer häufiger auftretenden „Nesthokker-Jugendlichen in Mamas Hotel" leicht verstaubt. Es kam der Verdacht auf, daß heute oft – nach der antiautoritären und der politischen Welle – die Psychologie eine Art Ersatzreligion sei und Eltern und Lehrer ihre Eigenverantwortung und ihr Engagement an diese „Wissenschaft" delegieren. Angesichts der herrschenden Skepsis verzichtet die Gruppe auf pädagogische Modelle. Dennoch einigte man sich auf folgende Erziehungsziele, ohne den Weg zu ihrer Verwirklichung angeben zu können: Verantwortungsgefühl, Achtung des Anderen, Fairneß, Mut (Zivilcourage), Individualität.

Themenbereich 2 „*Gewalt*“
(31 Teilnehmer in zwei Arbeitskreisen)

Themenbereich 3 „*Alltag in der Schule*“
(54 Teilnehmer in drei Arbeitskreisen)

- Der Begriff *Partnerschaft* ist beliebt, aber im Verhältnis Lehrer-Schüler eher widersprüchlich, da eine Ungleichheit besteht. Diese *Hierarchie* wird im Alltag der Schule nur partiell aufgehoben, in sog. „glücklichen Momenten“, wenn ein gemeinsames Ziel die verteilten Rollen für Augenblicke vergessen läßt.

  Die *Noten* sind strukturelle Bremsen ... Unbestreitbar sind Noten nie vollständig objektiv ... Schüler bekennen sich z. B. zu „Schleimpunkten“.

  Die *Leistungsfreien Räume* in der Schule werden leicht zu „Streßveranstaltungen“. Leidenschaftlich erbrachte Zusatzleistungen können zur Bedrängnis im Schulalltag führen. Schulkonzepte, die das *Verweben* von Schule, Freizeit, Leben anvisieren, suchen nach Lösungen in diesem Spannungsfeld. Die Forderung nach „Entlastung statt Entlustung“ klingt in diesem Zusammenhang nicht mehr frivol, sondern führt zu durchaus politischen Überlegungen. *Utopien* im Sinne von (Bildungs)reformen werden derzeit „von oben“ konzipiert, sind nicht die Konsequenz der von der Schule, Eltern oder insbesondere Schülern (wie z. B. 1972) erkannten Unzulänglichkeiten des Systems. Schüler honorieren Mut nicht unbedingt; Eltern, die ihre Kinder zum „Service“ in der Schule abgeben, geraten schnell in die Fallstricke der eigenen Ansprüche; Konflikte als conditio sine qua non des Schulalltags zu akzeptieren, ist für die Lehrer eine nicht leichte Herausforderung.

  Imponier- und Fassadentechniken werden von Lehrern, Eltern und Schülern gleichermaßen beherrscht: vom Mißbrauch der Formen der Ironie, gar von Zynismus auf Lehrerseite ist die Rede, aber auch von einer Entwertung des Mutes zur Kritik (auf allen Seiten).

  Die *Vergreisung* der Lehrer ist kein persönliches Problem, vielmehr als ein wichtiger Faktor zu sehen bei der Herausforderung, zu reagieren auf das veränderte Verhältnis des Einzelnen in der Gruppe, auf die zunehmend ausgeprägtere Individualität immer jüngerer Schüler.
- Vielleicht könnte der Schulalltag entspannt werden, wenn die Zahl der täglichen Unterrichtsstunden von heute sechs oder sieben (in der Oberstufe bis zu zehn) Stunden auf fünf verringert würde, mit einer täglichen Stunde in Sport und einem musischen Fach. Dafür müßte die Zahl der Schultage von heute rund 185 im Jahr auf etwa 250 vermehrt werden ...

Themenbereich 4 „*Engagement*“
(29 Teilnehmer in zwei Arbeitskreisen)

- Weiterhin fragte man sich nach den Gründen für diese Passivität. Da ist zunächst das schlechte Ansehen, in dem Engagement heute steht. Wer sich engagiert, etwas leistet, was niemand von ihm verlangt, ist „ener“ (eine Wortschöpfung, die sich von „energisch“ ableitet und auf Leute angewandt wird, die sich wichtig machen). Offensichtlich ist, daß Schule heute nicht

mehr in der Lage ist, das geistige Umfeld zu schaffen, das engagierte Schüler schafft. Liegt das an einer Art Othmarschener Sorglosigkeit, die uns, resultierend aus unseren abgesicherten Verhältnissen, blind macht für politische und soziale Krisen jenseits der A7 und Osdorfer Landstraße?

Was also muß geschehen? Leicht läßt sich eine große Anzahl mehr oder minder vager Direktiven aufstellen: es muß ein Umfeld geschaffen werden, die Schüler müssen weiter sehen als bis zu den Stäben des goldenen Käfigs. Konkrete Vorschläge wurden erarbeitet. Wichtigster Ansatz, auch im Kollegium diskutiert, aber nicht entschieden, war ein Sozialpraktikum, das ab dem Alter von 16 Jahren in ähnlicher Weise wie das Betriebspraktikum abgeleistet werden könnte. Hierbei sollten die Schüler sich in sozialen Einrichtungen oder zumindest in Feldern, die sie mit anderen sozialen Gruppen in direkte Berührung bringen, betätigen.

Redaktion: Sieveking

SOPHIE SCHOLL

Projekt einer Lesung für Unter- und Mittelstufe

Erst ungefähr drei Wochen vor dem 50. Todestag der Geschwister Scholl wurden wir (die Klasse 8a) von unserer Deutschlehrerin Frau Schwarzrock zu einer Informations- und Gedenklesung für die Unter- und Mittelstufe aufgefordert.

Die Begeisterung in der Klasse für dieses Projekt war zunächst groß, obwohl einige von Anfang an kein Interesse zeigten. Es stellte sich später auch als wenig vorteilhaft heraus, die ganze Klasse „auf Zwang" in die Arbeit miteinzubeziehen, da viele unter diesem Druck nur unwillig und unlustig arbeiteten. Deshalb und wegen des immer weiter abnehmenden Interesses vieler wurde eine ruhige und geordnete Zusammenarbeit unmöglich.

Vielleicht wäre es unter einer autoritäreren Lehrperson anders abgelaufen, aber dann sicherlich nicht mehr auf dieser freundschaftlichen Ebene.

Schließlich beschränkte sich das Engagement auf eine kleine Gruppe von Mädchen, die nun besonders mit der Kurzfristigkeit der Aktion zu kämpfen hatten. Wahrscheinlich zeigten die Mädchen größeren Einsatz, weil sie sich leichter mit der Rolle der Sophie Scholl identifizieren konnten als die Jungen.

Wir stützten uns bei der Vorbereitung der Veranstaltung hauptsächlich auf die Biographie „Das kurze Leben der Sophie Scholl", die wir in der 7. Klasse gelesen hatten. Zusätzlich wurden einzelnen Schülern, die eine besondere Aufgabe übernommen hatten, Zeitungsartikel sowie Materialien aus anderen

Büchern gestellt. Unsere selbständige Arbeit war stark eingeschränkt, da wegen Zeitmangel unser gesamtes Material vorgegeben war.

Die Idee zur szenischen Darstellung, die einige Schüler mit besonderem Interesse verfolgten, mußte wegen ihrer Schwierigkeit und der kurzen Vorbereitungszeit wieder verworfen werden.

Schließlich beschränkten wir uns auf eine Lesung der Rollen und beschlossen, die Lesung durch Dias interessanter zu gestalten.

Der 50. Todestag der Geschwister Scholl schien uns ein guter Anknüpfungspunkt, um die Unter- und Mittelstufe über Widerstand im Dritten Reich aufzuklären. Besonders wichtig war es uns, den Schülern den Bezugspunkt zur aktuellen Lage zu vermitteln und sie zur Eigeninitiative gegen den immer mehr aufkeimenden Rechtsradikalismus anzuregen.

Wegen des starken Zeitdrucks wurde der Verlaufsplan ohne Beteiligung der Schüler entwickelt. Schon alleine dadurch behielt Frau Schwarzrock während der gesamten Probenarbeit die klare „Dompteurrolle" inne (was nicht heißt, daß es in der Klasse ruhig war oder die Schüler sich mehr auf das Projekt konzentrierten). Sogar Seitenzahlen und einzelne wörtliche Reden waren vorgegeben, nur einige Schüler mußten je nach Rolle eigenständig in ihren Texten kürzen.

Ob es letztendlich positiv oder negativ zu beurteilen ist, daß nicht über die Planung oder den Verlauf der Aktion diskutiert wurde, läßt sich nicht genau sagen, denn viele wären mit selbständiger Planung überfordert gewesen.

Bei der Einteilung der Rollen kam es kaum zu Schwierigkeiten, da wir uns keine Zeit für die offene Aussprache über die Wünsche einzelner nehmen konnten. Frau Schwarzrock teilte schließlich die Rollen ein, weil ein Großteil der Schüler den Standpunkt vertrat,, bloß nicht zuviel lesen zu wollen.

Die Freude der „bemühten" Schüler an dem Projekt wurde durch ständige Langeweile, Desinteresse und Faulheit der anderen gebremst.

Bei den Proben lasen und besprachen wir unsere Texte, um Unklarheiten zu beseitigen. Während unserer Generalprobe in der Aula entschlossen wir uns, mit Mikrophon zu lesen, was in der Aufführung zu kleinen Pannen führte.

Uns wurde erst während der Lesung bewußt, daß sich wegen mangelnder Proben unsere Aufführung viel zu sehr in die Länge zog, da wir auch unwesentliche Stränge des Lebens der Geschwister verfolgten. Störend war, daß einige Schüler, die nur einen Absatz oder gar nur einen Satz zu lesen hatten, diesen sogar bei der Aufführung lustlos und ohne jegliche Betonung herunternuschelten. Ein Erfolgsgefühl stellte sich nach der Aufführung bei den meisten nicht ein, dagegen ein gewisser Stolz und Erleichterung, daß es vorbei war.

Was wir von Unter- und Mittelstufenschülern über die Veranstaltung hörten, war überwiegend positiv, nur wurde oftmals die Länge bemängelt. Die meisten Lehrer wandten sich mit lobenden Kommentaren nur an Frau Schwarzrock und nicht an die Klasse selber. Vielleicht fehlte auch nur die passende Gelegenheit.

Die Klassengemeinschaft wurde durch die Aktion nicht unbedingt verbessert, aber daß die Klasse als Ganzes etwas auf die Beine gestellt hatte, führte zu gegenseitiger und auch von außerhalb der Klasse kommender Anerkennung.

Vermißt haben wir insbesondere das selbständige Arbeiten der Schüler und deren fehlende Bereitschaft, wenigstens ein bißchen Zeit für das Projekt zu opfern, denn keiner wollte seine „Klavierstunde" dafür absagen. Dazu muß gesagt werden, daß das Arbeiten an einem Projekt für alle sehr ungewohnt war. Trotz allem haben wir das Projekt in positiver Erinnerung behalten, da wir viele neue Eindrücke und vielleicht auch Erfahrungen für folgende Projekte sammeln konnten. Außerdem hoffen wir, wenigstens einige unserer Ziele erreicht und vermittelt zu haben.

Linn Wölber, Alice Behrendt
(jetzt 9d)

SENATSBEGRÜSSUNG EINER GRUPPE VON SCHÜLERINNEN UND SCHÜLERN AUS SHANGHAI

im Kaisersaal des Rathauses durch Herrn Staatsrat Lange
am 2. September 1993

Sehr geehrte Frau Hua,
sehr geehrter Herr Generalkonsul,
liebe Schülerinnen und Schüler aus Shanghai und Hamburg,
meine sehr geehrten Damen und Herren,

zum 6. Male besucht eine Gruppe aus Shanghai Hamburger Schulen; ebenso oft haben Hamburger Schüler einen Gegenbesuch in Shanghai gemacht. Der Austausch zwischen beiden Städten hat mithin Tradition. Er ist nicht nur Ausdruck eines neugierigen Interesses, sondern Beweis einer Partnerschaft, die verläßlich ist. Deswegen freue ich mich ganz besonders, Sie alle hier im Namen des Senats im Rathaus begrüßen zu dürfen.

Hamburg und Shanghai haben offenkundig viele Gemeinsamkeiten:

- Sie sind beide Handelszentren und Industriemetropolen.
- Shanghai ist Chinas Tor zur Welt, Hamburg versteht sich als das deutsche Tor zur Welt.
- Hamburg ist der wichtigste Stützpunkt der chinesischen Wirtschaft in Deutschland und in Europa.

Man könnte also sagen: Hier kommt zusammen, was zusammengehört.

Beide Städte und ihre Heimatländer haben – wie Bernd Eberstein in seinem Buch „Hamburg – China, Geschichte einer Partnerschaft" dargestellt hat – historisch erst verhältnismäßig spät voneinander Kenntnis genommen: Erste Berichte über China erschienen in Deutschland im 15. Jh. durch die Übersetzung der Reisebeschreibungen Marco Polos ins Deutsche. In China finden sich erste Berichte über Europa im 17. Jahrhundert, Informationen über Hamburg gar erst Mitte des 19. Jahrhunderts in den „Karten und Berichten über die Länder am Meer" des Historikers und Geographen Wei Yuan. Eine 1674 in China veröffentlichte Karte verzeichnet – für einen Hamburger schmerzlich genug – immerhin schon Bremen, nicht aber Hamburg.

Die unterschiedlichen Zeitpunkte der Wahrnehmung haben ihren Grund nicht nur in den unterschiedlichen Größenverhältnissen: das große China und das im Vergleich dazu kleine Deutschland oder gar Hamburg. Es gibt vielmehr auch bezeichnende Unterschiede der Sichtweise: Europa richtete seinen Blick frühzeitig nach außen, während China als „Reich der Mitte" seinen Blick auf lange Zeit vornehmlich nach innen richtete.

Das erste in Hamburg gedruckte Buch über China war der 1688 veröffentlichte „Thesaurus Exoticorum" von Eberhard Werner Happel. Dort heißt es:

„Viele und mancherlei fruchtbare Länder findet man in der Welt hin und wieder. Wenn man aber die rechte Wahrheit sagen soll, kommt kein so gesegnetes Land unter der Sonnen zum Vorschein als China."

Diese Darstellung vermittelt eine Sichtweite über China, die man zu jener Zeit auch an anderer Stelle – etwa bei Leibniz oder Voltaire – findet. Stets erscheint China als ein Land, in dem alles vorzüglich eingerichtet ist. Dieses Urteil entspringt freilich nicht nur der Faszination durch das Fremdartige. Es geht vielmehr auch um die Betrachtung der eigenen europäischen Welt. Ihr soll durch das Beispiel einer vollkommenen Ordnung die eigene Unordnung vor Augen geführt werden.

Heute haben wir es sehr viel leichter zueinanderzukommen, als dies zu jenen Zeiten der Fall war. Fernsehen und Presse berichten ausführlich. Die Fülle der Information, über die wir verfügen, ist groß und wächst laufend. Dennoch: Um sich wirklich zu verstehen, ist unverändert eine große Anstrengung erforderlich. Es ist wichtig, daß wir bereit sind, diese Anstrengung auf uns zu nehmen.

Zu dieser Anstrengung gehört es, den Blick nicht nur auf der Oberfläche ruhen und sich nicht durch Bilder blenden zu lassen. Man muß vielmehr auch „an die Wurzeln" gehen und zu begreifen versuchen, warum etwas ist, wie es ist. Zugleich müssen wir das, was ist, als eine Möglichkeit verstehen, neben der es Alternativen gibt. „Die Dinge haben ihre Wurzeln und Verzweigungen", sagt Konfuzius. Mit ihm, den Karl Jaspers einen der maßgebenden Menschen nennt, wird zum ersten Male in der Geschichte durch eine große Philosophie zum Bewußtsein gebracht, daß beides zusammengehört, der Ursprung und die Tradition, aus der wir leben, und die Relativität in der Erscheinung, durch die das je Besondere seinen eigenen Wert erhält. Freilich verwandelte sich in der Praxis der sich auf Konfuzius berufenden und China bis in die beginnende Neuzeit beherrschenden Denkschule die Offenheit des Denkens in Dogmen theoretischer Erkenntnis. Die einseitige Betonung der Tradition führt zu

Konventionen und Hierarchien, in der die Gesellschaft ihre Fähigkeit verliert, sich auf die Probleme der Gegenwart und der Zukunft einzustellen.

Um zu verstehen, müssen wir auch lernen „mit anderen Augen" zu sehen. Derjenige versteht nichts, der stets nur sich selbst, nicht aber den anderen gelten läßt und alles, was ihm begegnet, nur am Maßstab der eigenen Welt bewertet.

Um diesen Aspekt zu unterstreichen, greife ich noch einmal auf die Berichte über ferne Länder zurück, wie sie in Europa seit dem Zeitalter der Entdeckungen in zunehmendem Maße erschienen. Gleichzeitig erschienen nämlich auch fiktive Reisebeschreibungen und Briefsammlungen. In ihnen werden angeblichen Reisenden aus fernen Ländern Berichte über Europa in den Mund gelegt. Berühmtestes Beispiel hierfür sind die „Persischen Briefe" von Montesquieu: Das Denken schafft sich – indem es sich auf einen Standpunkt außerhalb des Herkömmlichen stellt – eine Distanz zum Gewohnten. Der Selbstbehauptung und Ausgestaltung des eigenen Wesens folgt der Wunsch, sich mit anderen Augen zu sehen. Durch Verkleidung soll eine neue Naivität entstehen, um die eigene Welt unbefangener beurteilen zu können.

Ein eher abseitiges, aber amüsantes und deshalb schwer zu unterdrückendes Beispiel für diese Form der Selbstkritik ist eine fiktive Briefsammlung von Jacob Gallois, die 1835 unter dem Titel „Der chinesische Spion in Hamburg" entstand. In ihr schreibt ein angeblicher Reisender aus China über Hamburg:

„Schlecht und recht, und ohne daß man viel davon merkt, wird Hamburg von einem Senat regiert. Er besteht aus 28 Mandarinen, so daß auf jeden der 28. Teil einer an sich schon winzigen Machtbefugnis kommt . . . Die Körperschaft besteht aus 14 Juristen und 14 Kaufleuten. Ein literarisch gebildeter Mandarin befindet sich nicht darunter."

Gallois war Französischlehrer am Johanneum. Man sieht daraus, daß schon damals das Verhältnis Hamburger Lehrer zu ihrem Staat gelegentlich ein kritisch distanziertes war.

„Mit anderen Augen sehen" ist schwer: Es heißt zum Beispiel, sich darauf einzulassen, die Welt des anderen von dessen eigenen Voraussetzungen her zu verstehen und ernst zu nehmen, was anderen ernst ist. Es heißt aber auch, das Urteil anderer über die eigene Welt anzuhören und es auch dort zu bedenken, wo es mit den eigenen Bewertungen und vielleicht auch Selbstüberschätzungen nicht übereinstimmt.

Ich will es bei diesen Andeutungen bewenden lassen. Jeder möge für sich den Faden weiterspinnen und prüfen, wieweit er in seiner eigenen Begegnung mit einer fremden Welt diesen Prinzipien zustimmen kann und ob er die darin liegende Chance, in der Begegnung mit einer anderen Welt auch mehr über sich selbst zu erfahren, genutzt hat. Für uns Deutsche jedenfalls ist dies, davon bin ich überzeugt, von einer Bedeutung, die weit über den Anlaß hinausgeht, der uns hier zusammengeführt hat.

Ich wünsche Ihnen allen, daß Sie die verbleibende Zeit Ihrer Begegnung mit Freude nutzen können und unseren chinesischen Freunden insbesondere, daß sie die Tage in Hamburg und in Deutschland in guter Erinnerung behalten.

СРЕДНЯЯ ШКОЛА № 506 КИРОВСКОГО РАЙОНА
г. ЛЕНИНГРАДА

ул. Козлова, дом 49/1 Телефон 150-72-43

Sehr geehrter Herr Andersen.

Wir freuen uns darüber, daß der Schüleraustausch mit dem Christianeum auch in diesem Jahr wieder zustandegekommen ist.

Wir wissen es zu schätzen, daß die Eltern angesichts der angespannten politischen Lage in unserem Land ihre Kinder zu uns geschickt haben. Zudem haben sich die begleitenden Lehrer während ihres Aufenthaltes bei uns dafür eingesetzt, daß die Sorgen der Eltern nicht zu groß geworden sind, ganz abgesehen davon, daß Frau Plog-Bontemps und Herr Dr. Schröder aktiv im Unterricht mitgemacht haben; denn gerade das gegenseitige Hospitieren und die offene Kritik führen weit über die normale Freundschaft zwischen Petersburgern und Hamburgern hinaus.

Die Schülergruppe zeigte diesmal besondere Aktivität, Wärme und Kontaktfreude gegenüber ihren russischen Partnern.

Insbesondere danken wir der Schülervertretung des Christianeums mit Philipp Schlüter an der Spitze für Videorecorder, Farbfernseher, Kopierer, Bücher und Kassetten, die unseren Unterricht lebendiger und effektiver machen.

Wir danken Ihnen, sehr geehrter Herr Andersen, für die Einladung, für den Austausch im nächsten Jahr, auf den wir uns schon sehr freuen.

Mit freundlichen Grüßen

Die Schuldirektorin

(Wassiljewa I. M.)

CHRONIK
für die Zeit vom 1.5.–15.11.1993

Mai

2. 5. Die Brass Band spielt im Rahmen des Kirschblütenfestes im Alten Land in der Kirche von Kirchdorf. Titel der Veranstaltung: „Von Swing bis Rock – Orgel einmal anders".

5. 5. Bei der bundesweiten Endrunde der Mathematik-Olympiade in Magdeburg erreicht Peer Soehring (3. Semester) einen dritten Platz.

7. 5. Der Abiturient Hendrik Mandelkow erhält während einer Feierstunde in Hannover aus den Händen von Bundesforschungsminister Ortleb den Preis als Bundessieger im Fremdsprachenwettbewerb mit Englisch und Russisch.

9. 5. Deutsch-russischer Abend zur Verabschiedung der 15 Austauschschüler und ihrer beiden Begleiterinnen aus St. Petersburg.

10. 5. Aula-Veranstaltung für die Mittel- und Oberstufe zur Erinnerung an die Bücherverbrennung in Deutschland vor 60 Jahren, gestaltet von der Klasse 8a (Frau Schwarzrock) und dem Leistungskurs Deutsch III. Sem. (Herr Eigenwald).

10.–13. 5. Aufführung des von Herrn Schäfer bearbeiteten Stückes „Die Powenze" (nach dem Roman „Die Powenzbande" von Ernst Penzoldt) durch den Grundkurs Darstellendes Spiel.

24. 5. Aus Anlaß des 90. Jahrestages des Einzuges der Familie des Dichters Otto Ernst in das Haus Nr. 17 bringt die Brass Band der Hausherrin „Appelschnut" ein Ständchen.

24.–28. 5. Lehrerinnen und Lehrer des Christianeums, die im kommenden Schuljahr hauptsächlich in der Unterstufe unterrichten werden, hospitieren an der Grundschule Klein Flottbeker Weg.

26. 5. „Müllaktionstag" an der Schule, vorbereitet von der Umweltgruppe aus Lehrern und Schülern. Mit Dia-Vorträgen in der Aula und einer Ausstellung in der Pausenhalle soll das Bewußtsein der Schüler, Lehrer und Eltern für eine verantwortungsvolle Müllentsorgung gestärkt werden.
Die einzelnen Klassen werden von „Umweltpaten" in die Benutzung der Komposttonnen und des Altpapiercontainers auf dem Schulgelände eingewiesen.

Juni

2. 6. Exkursion des Grundkurses „Griechische Kunst" mit Herrn Deicke zum Pergamon-Museum nach Berlin.

3. 6. Mit einer Schweigeminute gedenkt die Schule der Opfer des Brandanschlages auf eine türkische Familie in Solingen.
Abends Eröffnung des „Auerbachs Keller" getauften „Literarischen Cafés" mit einem bunten Programm von Schülern und Lehrern in der Kellergarderobe.

3./4. 6. Besuch von 26 Schülern des Vorstufenkurses Erdkunde mit Frau Matthies in Rostock und Warnemünde.
Am Donnerstag steht die Stadtgeographie von Rostock, am Freitag die Küstenmorphologie im Bereich Warnemünde auf dem Programm. Die Führung übernehmen Erdkunde-Schüler des entsprechenden Jahrganges der Jugenddorf-Christopherus-Schule in Rostock.

5. 6. Pfingstfrühschoppen des Vereins der Freunde und der Vereinigung der Ehemaligen des Christianeums in der Schule. Es spielen die Brass Band (Ltg. Herr Achs) und ein Promenadenorchester (Ltg. Herr Walde).

8. 6. Brass Band Konzert in der Aula.

9. 6. Das Kabarett „Hamburger Spottverein" (mit den Ehemaligen Christian Biermann-Ratjen und Krischan Koch) gastierten im Literarischen Cafe.

11.–13. 6. Der Unterstufenchor (Kl. 5, 6 und 7) fährt auf Einladung des Magistrats der Stadt zu einem Besuch nach Potsdam, um im Rahmen der Tage der Kindermusiktheater anläßlich der 1000-Jahr-Feier Potsdams das Singspiel „Die Schildbürger" von Günther Kretzschmar aufzuführen. Die Kinder werden in Gastfamilien untergebracht.

15.–17. 6. Mündliches Abitur.

17.–19. 6. Gegenbesuch von 12 Rostocker Schülern mit ihrer Erdkundelehrerin Frau Schwarze. Nach einer Hafenrundfahrt beschäftigen sie sich am Freitag mit Hamburgs Stadtgeographie.
Am Sonnabend werden sie von Schülern des Christianeums nach Cuxhaven und Duhnen begleitet.

22. 6. Bei den Leichtathletik-Kreismeisterschaften erringen unsere Schüler 6 erste, 5 zweite und 4 dritte Plätze.

25. 6. In der Hamburger Meisterschaft im Kleinfeld-Hockey erreicht die Jungenmannschaft des Christianeums den 4. Platz.
Abends Entlassungsfeier für die Abiturienten, auf der u. a. der Jubiläumsabiturient des Abiturjahrganges 1923, Prof. D. Dr. Ernst Dammann spricht. Die Feier wird eingerahmt von der Brass Band und dem A-Orchester. Anschließend präsentiert der A-Chor (Ltg. Herr Schünicke) seine unterhaltsame Chorrevue. (Videoaufnahme zu beziehen über Franz Hennies).

28. 6. Beginn der Berufsinformation für das 2. Semester in Zusammenarbeit mit dem Elternrat.

Juli

1. 7. Theateraufführung der Klasse 6a (Leitung Herr Böhmer) mit den Stücken „Kratzbürsten" und „Heute um 11 Theater AG".

2. 7. Mit einer Feier im Literarischen Cafe würdigt das Kollegium Herrn Eigenwald, der nach 24 Jahren Zugehörigkeit zum Christianeum die Schule wechselt.

August

9. 8. Zu Beginn des Schuljahres treten neu in das Kollegium ein: Frau Garbe (M, Ph, Inf), Frau Holst (Ch, Sp) und Herr Dr. Mestwerdt (L, D). Herr Lamp (E, Rus) nimmt den aktiven Schuldienst wieder auf.
Außerdem kommt im Austausch mit Frau Greiner im Rahmen des Fulbright-Programmes für ein Jahr Herr Davis aus Humble/Texas an das Christianeum.

11. 8. Feierliche Einschulung der 114 neuen Fünftkläßler. Es spielen die Brass Band (Ltg. Herr Achs) und das B-Orchester (Ltg. Herr Walde). Anschließend führen die Unterstufenchöre (Ltg. Herr Schünicke) das Singspiel „Die Schildbürger" auf.
Durch eine großzügige Spende des Vereins der Freunde des Christianeums können alle neuen Schüler mit Frühstücksschachteln und unzerbrechlichen Getränkeflaschen als Beitrag zur Abfallverringerung ausgestattet werden.

19. 8. Ankunft der diesjährigen Schülergruppe aus Shanghai, die im Rahmen der Städtepartnerschaft für drei Wochen Hamburg besucht und in Gastfamilien des Christianeums und des Walddörfergymnasiums beherbergt wird.
Die Gruppe wird vom stellvertretenden Schulleiter der Shanghai-Mittelschule, Herrn Zhu und Frau Gua von der Auslandsabteilung der Shanghaier Stadtverwaltung begleitet.

23. 8. Bei den Kreismeisterschaften im Staffel-Wettbewerb qualifizieren sich die Klassen 8a (Jungen), 9d und 10d (Mädchen) sowie die Schulmeisterschaft der Jungen in 10 x 200 m für die Hamburger Meisterschaften.
Frau A. Knoop-Graf, Schwester von Willi Graf, berichtet im Literarischen Cafe über die „Weiße Rose" und den Widerstand der Studenten vor 50 Jahren.

27. 8. Die Brass Band spielt auf einem Straßenfest am Osdorfer Born aus Anlaß des 25jährigen Bestehens der dortigen Sozialstation des Deutschen Roten Kreuzes.

September

5. 9. Der Festgottesdienst zum 250jährigen Jubiläum der Altonaer Hauptkirche St. Trinitatis wird musikalisch gestaltet vom A-Orchester und A-Chor des Christianeums (Ltg. Frau Kaiser u. Herr Schünicke), die das Kyrie und Credo aus der Messe G-Dur von Franz Schubert aufführen.
Bei einer anschließenden Veranstaltung im Gemeindehaus spricht der Schulleiter über die gegenseitigen Verknüpfungen zwischen Hauptkirche und dem benachbarten Christianeum in ihrer gemeinsamen Gründungszeit unter Christian VI. von Dänemark.

6. 9. Besuch der 18 diesjährigen Medaillenträger (Auszeichnung für die besten Abiturleistungen) der Stadt St. Petersburg, die auf Einladung des Senats für eine Woche Hamburg besuchen.

Frau Joulia Varlamova, eine junge Germanistin aus St. Petersburg, kommt mit Unterstützung der Senatskanzlei für ein halbes Jahr als Gastlehrerin an das Christianeum.

7. 9. Die „Convenant Players", eine englischsprachige Schauspieltruppe, sind zum dritten Mal im Christianeum zu Gast und spielen für die 8. Klassen.

10. 9. Auf einer Abendveranstaltung des Elternrates im Musiksaal referieren Roswitha Stratmann und Stephan Bußkamp vom Psychologischen Institut II der Universität Hamburg über das Thema „Hinter den Kulissen des Gespräches – Psychologie der zwischenmenschlichen Kommunikation".

Ankunft von Herrn Wang Zheguang, dem diesjährigen chinesischen Gastlehrer von unserer Partnerschule in Shanghai.

11. 9. Viertes Eltern-Lehrer-Schüler-Seminar des Christianeums mit rund 200 Teilnehmern unter dem Motto: „Wie gehen wir miteinander um?" (Themenbereiche: Erziehung – Benehmen – Rücksicht – Gewalt; Alltag in der Schule; Engagement der Schüler).

15. 9. In der Endrunde um den sog. „Block-House Soccer Cup 1993" (Fußballpokal), an dem sich 61 Schulmannschaften beteiligten, erreichen die Spieler des Christianeums den 3. Platz.

16.–18. 9. Die „Kindertheatergruppe" aus Potsdam ist für drei Tage zu Gast in Familien von Christianeums-Schülern.

Am 17. 9. führen sie für die Unter- und Mittelstufe ihr Kriminalstück „Jonas in der Klemme" auf.

Diese Aufführung wird für rund 300 Schüler der benachbarten Grundschulen wiederholt, die anschließend noch das Singspiel „Die Schildbürger" ansehen können.

16. 9. Wahlen für die Schülervertretung. Schulsprecherin wird Christine Baron (1. Sem.), 2. Schulsprecher Christoph Manthei (1. Sem.), 3. Schulsprecherin Xenija Ladendorf (7a).

18. 9. Auf dem Informationstag der altsprachlichen Gymnasien Hamburgs im Gebäude des Johanneums, zu dem sich weit über 1000 Interessenten einfinden, ist das Christianeum u. a. mit dem A-Chor (Lieder aus der „Carmina Burana" und der „Catulli Carmina" von Carl Orff) einer Aufführung der Klasse 7c („Pyramus et Thisba") unter Ltg. von Frau Fox, Herrn Deicke, der Volleyballmannschaft der Lehrer und der Brass Band vertreten, die das Abschlußkonzert bestreitet.

22.9. Die Brass Band spielt in der Reihe „Jugend kulturell" in der Vereins- und Westbank ihr Programm „Von Swing bis Rock".

23. 9. Literarisches Café: „Zum Gedenken, Bedenkliches und Unbedenkliches" – Schülerinnen und Schüler tragen u. a. Texte zum Thema Sterben und Tod vor. (Hintergrund ist der tragische Unfalltod der Schülerin Jamila Finkler in den Sommerferien).

24. 9.	Beginn der diesjährigen Projektfahrten der Oberstufe (Ziele sind Griechenland, Schottland, Südengland, Rom, die Toscana, die italienische Schweiz, Budapest, Wien, die Alpen und der Elblauf zwischen Böhmen und Torgau).
26. 9.	15 Schülerinnen und Schüler der Oberstufe, begleitet von Frau Plog-Bontemps und Herrn Dr. Schröder, sind im Rahmen unseres Schüleraustausches für zwei Wochen zu Gast bei unserer russischen Partnerschule, der Schule 506 in St. Petersburg. Schüler und Lehrer werden in Familien untergebracht. Trotz der kritischen Zuspitzung der Situation in Moskau am 4. und 5. Oktober beschließen die Begleiter nach Rücksprache mit dem deutschen Generalkonsulat die Reise nicht vorzeitig abzubrechen. Diese Entscheidung wird von den Gastgebern dankbar begrüßt.
30. 9.	Die diesjährige Austauschgruppe Hamburger Chinesisch-Schüler, zu der auch fünf Schüler und Schülerinnen des Christianeums gehören, reist auf Einladung der Shanghaier Stadtverwaltung für drei Wochen über Peking nach Shanghai: Sie wird begleitet von Herrn Andersen, der bei der Feier zum 30jährigen Jubiläum des dortigen Fremdsprachengymnasiums die Grüße des Christianeums überbringen kann. Die Schüler sind an den Wochenenden in den Familien ihrer Partner untergebracht.
2.–3. 10.	Bei den deutschen Schulmeisterschaften im Golf, zu der sich 45 Schulmannschaften im Golf- und Landclub Schmitzhof-Wegberg e. V. bei Mönchengladbach treffen, gelangt die Mannschaft des Christianeums auf den 2. Platz.
26.–29. 10.	Orchesterfreizeit der Brass Band und des A-Orchesters.
28. 10.	Irischer Abend im Literarischen Café mit Terry McDonagh und dem Schülervater Prof. Frank Corcoran.
2. 11.	Die Brass Band spielt bei der Feier zur Verleihung des Altonaer Kunstpreises im Altonaer Rathaus.
4./5. 11.	Bei der diesjährigen Hamburger Russisch-Olympiade erreichen Schülerinnen und Schüler der 10. Klassen des Christianeums herausragende Plazierungen: Julia Diemer und Josephine v. Zitzewitz (1.), Juliane Klüber (2.), Florian Römer (4.), Kristina Thomsen (5.) und Arlena Bargel (6.).
8.–12. 11.	Offene Unterrichtstage in den 5. und 7. Klassen.
11. 11.	„Mozartkugeln" – ein buntes Programm von Schülern und Lehrern um die Person Mozarts im Literarischen Café.
14. 11.	Die Feierstunde zum Volkstrauertag in der Musikhalle, auf der der Bürgermeister Hans-Jürgen Krupp spricht, wird musikalisch umrahmt von einer Aufführung der Messe in G-Dur von Franz Schubert durch den A-Chor und das A-Orchester (Ltg. Frau Kaiser und Herr Schünicke).
15. 11.	Universitätstag für das III. Semester.

VERANSTALTUNGEN 93/94

Sonntag, 12. Dezember, 10.00 Uhr, Hauptkirche St. Michaelis
Musikalische Ausgestaltung des Gottesdienstes durch A-Chor und Orchester des Christianeums

Sonntag, 12. Dezember, 18.00 Uhr, Hauptkirche St. Michaelis
Musikalische Vesper; es singt
Der Kinder- und Jugendchor der Singakademie Potsdam (unser Partnerchor)

Montag, 13. Dezember, 18.00 Uhr, und
Dienstag, 14. Dezember, 18.00 Uhr, Hauptkirche St. Michaelis
Adventskonzert des Christianeums

Mittwoch, 29. Dezember, 19.30 Uhr
Weihnachtsversammlung der V.E.C. (s. letzte S.)

Mittwoch, 5. Januar, 20.00 Uhr, Bibliothek
Gesprächskreis Griechisch

Mittwoch, 16. Februar, 19.00 Uhr
Mitgliederversammlung des Vereins der Freunde des Christianeums
(s. letzte S.)

Donnerstag, 24. Februar, 19.00 Uhr, Aula
Hausmusik am Christianeum I

Dienstag, 1. März, 19.00 Uhr, Aula
Hausmusik am Christianeum II

Dienstag, 29. März, 20.00 Uhr, St. Trinitatis, Altona
Mozart, Requiem
A-Chor und Orchester des Christianeums

HINWEIS

Die Festschrift „250 Jahre Christianeum 1738–1988" und der Band „Festwochen" sind noch für zusammen DM 50,– bei der Bibliothek des Christianeums (Herrn Gunter Hirt) erhältlich.

S.

VEREIN DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS ZU HAMBURG-ALTONA E.V.

Einladung
zur
Mitgliederversammlung 1994

am Mittwoch, dem 16. Februar 1994, 19.00 Uhr
im Literarischen Café des Christianeums

Tagesordnung:
1. Geselliger Teil (19.00 Uhr): Vorstellung des Literarischen Cafés
2. Regularien (gegen 20.00 Uhr):
    1. Eröffnung und Feststellung der Beschlußfähigkeit
    2. Bericht des Vorsitzenden
    3. Bericht des Schatzmeisters
    4. Bericht der Rechnungsprüfer
    5. Entlastung des Schatzmeisters
    6. Entlastung des Vorstandes
    7. Wahl der Rechnungsprüfer
    8. Beitragsordnung
    9. Anregungen aus der Versammlung
    10. Verschiedenes

Anträge zur Erweiterung der Tagesordnung müssen dem Vorsitzenden oder dem Schatzmeister bis zum 26.1.1994 zugehen.

Dr. Reinmar Grimm
Vorsitzender

VEREINIGUNG EHEMALIGER CHRISTIANEER WEIHNACHTSVERSAMMLUNG

Die traditionelle Zusammenkunft der ehemaligen Schüler und Lehrer des Christianeums und der jetzigen Mitglieder des Lehrerkollegiums „zwischen den Festen" findet

Mittwoch, 29. Dezember 1993, ab 19.30 Uhr
im Hotel Intercontinental, Fontenay 10, 20354 Hamburg, Bierstube, statt.

Alle Ehemaligen und Lehrer sind herzlich willkommen. Wir bitten die Ehemaligen, sich zu benachrichtigen und zu verabreden.

Der Vorstand